

Mitteilungen

INSTITUT
FÜR
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER
UNIVERSITÄT AUGSBURG

Heft Nr. 8, April 2001

Herausgegeben vom
Institut für Europäische Kulturgeschichte
der Universität Augsburg

Prof. Dr. Theo Stammen (Geschäftsführender Direktor)
Prof. Dr. Johannes Burkhardt (Direktor)
Prof. Dr. Thomas M. Scheerer (Direktor)
Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber (Geschäftsführender Wissenschaftlicher Sekretär)
Redaktion: Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber und Anke Sczesny M.A.
e-mail: wolfgang.weber@iek.uni-augsburg.de
anke.sczesny@iek.uni-augsburg.de

Anschrift der Redaktion:
Sekretariat: Susanne Empl
Eichleitnerstr. 30, 86159 Augsburg
Tel.: (0821) 598-5840, Fax und Anrufbeantworter: (0821) 598-5850
e-mail: susanne.empl@iek.uni-augsburg.de

Satz und Gestaltung:
Theresia Hörmann
e-mail: theresia.hoermann@iek.uni-augsburg.de

Umschlagfoto: Traum der drei Könige. Hortus Deliciarum der drei Könige,
Bibliothèque nationale Paris.

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der herausgebenden Institution.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Datenträger übernehmen die Herausgeber und die Redaktion keine Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt; das Urheberrecht der veröffentlichten Manuskripte liegt beim Herausgeber.

Eine Haftung für die Richtigkeit der veröffentlichten Manuskripte kann trotz sorgfältiger Prüfung durch die Redaktion nicht vom Herausgeber übernommen werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN 1437 – 2703

Die Mitteilungen können zu einem Preis von DM 3,- über das Institut für Europäische Kulturgeschichte bezogen werden.

<http://www.Uni-Augsburg.DE/institute/iek/index.htm>

Inhalt

Editorial	7
Rückblick	
COLLOQUIUM AUGUSTANUM	
Vortragsreihe des Instituts	
Prof. Dr. Beat Näf, Zürich	
Traumdeutung von der Antike bis Freud	9
GASTWISSENSCHAFTLICHE VORTRÄGE IM RAHMEN DES GRADUIERTENKOLLEGS	
Dr. Franz –Josef Arlinghaus, Münster	
Truovo per libri vecchi. Der Besitz von Büchern und das Wissen um Textstrukturen als Mittel gesellschaftlicher Standortbe- stimmung italienischer Eliten um 1400 am Beispiel der Kaufleute	10
PD Dr. Katrin Keller, Leipzig/ Wien	
Die frühneuzeitliche Kavalierstour: mediale und kommunikative Dimensionen	11
Dr. Martin Krieger, Greifswald	
Patriotismus in Norddeutschland im Zeitalter der Frühaufklärung am Beispiel der Hansestadt Hamburg Jacob	12
Dr. Holger Kruse, Kiel	
Burgund – Hofhaltung und Hofrechnung	12

Forschungsveranstaltungen	
Tagungen	
Geschichte(n) der Wirklichkeit.	
Beiträge zu einer Sozial- und Kulturgeschichte des Wissens	14
Religion and Modernity in Central Europe	21
Magic meets Enlightenment. New Types of Discourse in America and Germany, 18 th and 19 th Centuries	23
Beyond the Witch Trials. The North European Experience. The continuation of witchcraft and magic in European cultures from the eighteenth century	26
Ankündigungen	
Tagung	
Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit.	
4. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit	28
Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung: das europäische Modell der Enzyklopädien	30
STIPENDIATINNEN UND STIPENDIATEN IM GRADUIERTENKOLLEG	32
Aktuelle Forschung	
FORSCHUNGS- UND PROMOTIONSPROJEKTE IM GRADUIERTENKOLLEG	37
BERICHTE	
Traumdeutung von der Antike bis zur modernen Schlafforschung Von Beat Näf	45
Die frühneuzeitliche Kavalierstour: Mediale und kommunikative Dimensionen Von Katrin Keller	72

VERBORGENE SCHÄTZE

Ein bedenkenswerter Fund Von Theo Stammen	96
--	----

BUCHANKÜNDIGUNGEN UND BUCHREZENSIONEN

- Christine Werkstetter: Frauen im Augsburger Zunfthandwerk. Arbeit, Arbeitsbeziehungen und Geschlechterverhältnisse im 18. Jahrhundert 102
- Wolfgang Wüst: Die „gute policey“ im Reichskreis. Zur frühmodernen Normensetzung in einer Kernregion des Alten Reiches 104
- Krieg und Frieden in der historischen Gedächtniskultur. Studien zur friedenspolitischen Bedeutung historischer Argumente und Jubiläen von der Antike bis in die Gegenwart, hg. von Johannes Burkhardt 106
- Veit Didczuneit: Miss Germany. Eine schöne Geschichte 108
- Zeit-Fragen. Der Weg zur Wiedervereinigung 108
- Nils Jörn/ Michael North (Hg.): Die Integration des südlichen Ostseeraumes in das Alte Reich 109
- Johannes Burkhardt/ Stephanie Haberer (Hg.): Das Friedensfest. Augsburg und die Entwicklung einer neuzeitlichen Toleranz-, Friedens- und Festkultur 113
- Uwe Schmidt: Die Geschichte der Stadt Langenau von den Römern bis zur Gegenwart 118

Neuerwerbung	121
--------------	-----

Anschriften der Autorinnen und Autoren	123
--	-----

Editorial

I.

Der zeitgenössische amerikanische Philosoph *Richard Rorty* erzählt in einem seiner neuesten Bücher die Anekdote, ein Philosophie-Kollege, der Richtung der Analytischen Philosophie verpflichtet, habe seine Zimmertür im Department of Philosophy an der University of Virginia mit dem Aufkleber geschmückt „Just say NO to History of Philosophy!“, was man frei ungefähr mit: „Sag NEIN zum geschichtlichen Wissen“ übersetzen könnte.

Insofern heute die Richtung der Analytischen Philosophie, deren Vertreter sich diesen bekenntnishaften Spruch an die Tür heftete, weltweit, damit auch auf dem alten Kontinent Europa und sogar in Deutschland auf dem Vormarsch ist, wird man wohl erwarten dürfen, daß mit dieser philosophischen Strömung auch bei uns die Devise „Sag NEIN zum historischen Wissen“ mehr und mehr Eingang und Verbreitung finden wird. Dafür gibt es in der politischen und gesellschaftlichen, aber auch in der inneruniversitären Öffentlichkeit und der aktuellen Hochschulreform-Diskussion bereits manches Indiz. So z. B. in der offensichtlich weitgehend akzeptierten und inzwischen geläufigen Rede davon, die sogenannte „Wissensgesellschaft“ von heute sei ein ganz und gar *neues* Phänomen – eine Errungenschaft der aktuellsten Gegenwart.

Wenn man sich diesen Begriff und die entsprechende werthafte Einschätzung der „Wissensgesellschaft“ zu eigen macht, dann ist es von da nicht mehr weit bis zu dem zitierten Slogan „Just say NO to History of Philosophy“ und – in dessen praktischer Konsequenz – bis zu einer *Abkopplung* dieser modernen Wissensgesellschaft von der geschichtlichen Tiefendimension des für die menschliche Kultur konstitutiven „Kosmos des Wissens“.

Man muß nicht ein Anhänger der Ansicht sein, die gesamte europäische Philosophiegeschichte sei nichts anders als eine „Fußnote zu Platon“, um eine solche Tendenz für bedenklich, ja sogar für gefährlich zu halten und ihr ein „principiis obsta!“ entgegenzuhalten.

II.

Eine solche Situation ist in der Geschichte des abendländischen Wissens und der Wissenschaften allerdings keineswegs neuartig; eher im Gegenteil: sie wiederholt sich – unter je anderen epochalen Bedingungen – von Zeit zu Zeit als kaum je zu schlichtender Streit zwischen „*antiqui*“ und „*moderni*“ oder als „*Querelle des Anciens et des Modernes*“, die Ernst Robert Curtius in „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter“ (1948) als „konstantes Phänomen der Literaturgeschichte und Literatursoziologie“ herausgestellt hatte.

Dieses Phänomen greift aber deutlich über den engeren Gegenstandsbereich der Literaturgeschichte hinaus und läßt sich – gerade auch aus heutiger aktueller Perspektive – als die eigentliche *Ursprungssituation* einer modernen *Kulturwissenschaft* interpretieren.

In seiner aktuellen „Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft“ (2000) hat Friedrich Kittler daran erinnert, daß kein geringerer als der italienische Philosoph Giambattista Vico (1668 – 1744) in zwei seiner Werke – zunächst in der kleinen Schrift „De nostri temporis studiorum ratione“ (1708), sodann in seinem Hauptwerk „La Scienza Nuova“ – Die Neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker“ (¹1725; endgültig ³1744) – eine neue Wissenschaft der menschlichen Kultur(en) aus dem Geiste der produktiven *Überwindung* des Streits zwischen der *älteren* (philologisch-historischen) und der *neueren* (naturwissenschaftlichen) *Methode* begründet habe.

Daran heute – in der oben geschilderten aktuellen Situation – zu erinnern, ist wichtig; es bedeutet zugleich einen hohen *Anspruch* für eine moderne, historisch orientierte Kulturwissenschaft von besonderer Wertigkeit und entsprechender Aktualität anzumelden. Eine solche geschichtlich orientierte Kulturwissenschaft könnte dafür entschieden wirken, die *Einheit* eines auseinander zu brechen drohenden „*Kosmos des Wissens*“ in unserer Zeit *bewahren* und *stärken* zu helfen gegen zunehmende bedenkliche Tendenzen, die die konstitutive anthropologische Bedeutung dieser geschichtlichen Dimension unseres kulturellen Wissens leichtfertig in Abrede stellen und aufgeben.

Frühjahr 2001

Theo Stammen

COLLOQUIUM AUGUSTANUM**– Vortragsreihe des Instituts –**

Prof. Dr. Beat Näf, Zürich
(23.10.2000)

Traumdeutung von der Antike bis Freud

In allen Kulturen kommt dem Traum eine vielfältige Bedeutung zu, so auch im Kreise des Westens. Aus eigener Erfahrung wissen wir, wie Träume in Alltagsgesprächen erzählt werden. Aber ebenso finden sie ihre Darstellung in Werken der Kunst und Literatur. Recht häufig werden Träume historischer Persönlichkeiten in Erinnerung gerufen. Manchen Menschen wiederum geben Träume religiöse Impulse. Hirnforscher versuchen, das Phänomen Traum mit den technischen Hilfsmitteln unserer Zeit zu verstehen. Philosophen und Psychologen stützen sich auf ein hochentwickeltes analytisches Instrumentarium. In modernen Schlafkliniken wird nach den Träumen gefragt; allerdings weniger wegen des Interesses an den Träumen an und für sich, sondern vielmehr in der Absicht, aus den Antworten Indizien zu gewinnen, welche bei der Optimierung des Schlafes helfen.

Eine wichtige Funktion beim Umgang mit Träumen besitzen

Bücher. Dabei handelt es sich nicht nur um wissenschaftliche, religiöse oder literarische Texte. Noch immer werden beispielsweise an vielen Kiosken triviale Schriften angeboten, welche Traumsymbole erklären (und dabei häufig den antiken Traumdeuter Artemidor zitieren). Eine ungeheure Wirkung hat das wissenschaftliche und literarisch hervorstechende Werk Sigmund Freuds *Die Traumdeutung*, verfaßt an der letzten Jahrhundertwende des vergangenen Jahrtausends, aber noch immer viel gelesen und studiert.

Die Bücher von Spezialisten der Traumdeutung, wie sie in der westlichen Kultur verfaßt werden, gehören in sehr unterschiedliche Bereiche von Kultur, Religion und Wissenschaft. Doch immer wieder setzen sie sich auch mit vorangegangener Traumdeutung auseinander, nicht zuletzt mit der antiken Traumdeutung. Wie das geschieht, wurde im Vortrag dargelegt. Ein Schwerpunkt lag bei Sigmund Freud, zur Sprache kamen aber auch Schriften aus der Schule von C.G. Jung sowie von Michel Foucault. Die Wissenschaftsgeschichte der Traumdeutung wurde ins 19. Jh., in die Frühe Neuzeit, ins Mittelalter und ins Alter-

tum zurückverfolgt. Wer sich mit den historischen Bezugspunkten der mantischen Selbstvergewisserung beschäftigt, lernt nicht nur die einstigen Autoritäten der Traumdeutung kennen, er kommt auch in die Lage, abzuschätzen, welche strukturellen Konstanten bei der Deutung des Phänomens Traums vorhanden sind und wie das Verhältnis von Innovation und Tradition in den verschiedenen Epochen der europäischen Kulturgeschichte aussieht.

Siehe hierzu auch den ausführlichen Text in der Rubrik „Berichte“

GASTWISSENSCHAFTLICHE VORTRÄGE IM RAHMEN DES GRADUIERTENKOLLEGS

Dr. Franz-Josef Arlinghaus,
Münster (06. 11.2000)

Truovo per libri vecchi. Der Besitz von Büchern und das Wissen um Textstrukturen als Mittel gesellschaftlicher Standortbestimmung italienischer Eliten um 1400 am Beispiel der Kaufleute

Der Vortrag zeigte auf, welche Rolle Texte bei der Ausformung gruppenspezifischer Identitäten in den italienischen Städten um 1400 spielten. Argumentiert wurde, daß nicht das Wissen um die

Inhalte von Texten der Kristallisationspunkt für die Konstruktion von Identität darstellte. Entscheidend für den Diskurs um Identität war vielmehr der Hinweis auf den Besitz von Texten und die Referenz auf besondere Strukturen gruppenspezifischer Texte. Den Wappen vergleichbar wurden *Texte an sich* zu Medien symbolischer Kommunikation, an denen zugleich Differenz und Identität festgemacht werden konnte.

Obwohl die italienischen Fernhändler bereits im 13. Jahrhundert eine wichtige Rolle in ihren Städten spielten, achtete man sie als Berufsgruppe nicht zuletzt aufgrund der im Geschäftsleben üblichen Zinsnahme gering. Die Kaufleute selbst sahen dies wohl ähnlich, bestimmten sie doch in den Testamenten, man möge ihre Geschäftsschriften auf wucherisch erzielte Gewinne durchsehen und die ermittelten Beträge an die ehemaligen Schuldner zurückzahlen. Im Verlauf des 14. Jahrhunderts finden sich solche testamentarischen Bestimmungen immer seltener. Statt dessen eröffneten die Bardi, Covoni u.a. – ähnlich den Fuggern rund 200 Jahre später – ein Konto für 'unseren Herrgott' in ihren Rechnungsbüchern, womit sie ihn quasi zum 'stillen Teilhaber' machten. Eine andere, selbstbewußtere Standortbestimmung wird hier bereits spürbar.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entwickelte sich mit den 'Libri di famiglia' eine neue literarische Gattung, in der von den Händlern u.a. die Zugehörigkeit der eigenen Familie zur Gruppe der Kaufleute thematisiert wird. In diesen 'Libri' erfolgte die Konstruktion einer gruppenspezifischen Identität jedoch nicht durch das Herausstellen von nur für den Geschäftsmann charakteristischen Tätigkeiten oder Fähigkeiten, wie dies bei Lucas Rem zu beobachten ist. Statt dessen betonen Florentiner wie Gregorio Dati und Matteo Corsini, daß sie im Besitz von spezifisch kaufmännischen Texten sind und heben zugleich ihre Kenntnis um die Struktur dieser Texte hervor. Sie tun dies einmal explizit, indem sie auf das Vorhandensein von 'Familienarchiven' verweisen, und implizit, indem sie mit literarischen Verfahren Konstruktionen aus dem Geschäftsschriftgut in die 'Libri di famiglia' integrieren. Dadurch gelingt es den Kaufleuten, an die textzentrierten Diskurse anderer Gruppen innerhalb der städtischen Elite – Richter, Notare, Kleriker etc. – anzuknüpfen und sich zugleich von diesen abzusetzen. Hier scheinen Voraussetzungen erkennbar zu werden, die die Ausformung der die Einzelgruppen übergreifenden, ebenfalls auf Texte verweisenden Elite der Hochrenaissance mit begünstigten.

PD Dr. Katrin Keller, Leipzig/Wien (13.11.2000)

Die frühneuzeitliche Kavalierstour: mediale und kommunikative Dimensionen

Der Vortrag teilte sich in zwei große Komplexe, von denen der erste einer knappen historischen Einordnung des Phänomens Kavalierstour diente und erkennbar wurde, daß diese Institution gerade durch ihre kommunikativen Aspekte (Besuche, Vorstellungen, „Conversation“) auch in ihren Bildungsfunktionen geprägt war.

Der zweite Komplex war vorrangig der Quellenpräsentation gewidmet: Die Kavalierstour fand nur selten in gedruckten Reisebeschreibungen ihren Niederschlag, dessen ungeachtet war man um ihre Publizität und dauerhafte Erinnerung als einer soziale und kulturelle Normen perpetuierenden Einrichtung ebenso bedacht, wie wegen ihres Statuswertes. Klassische, zum Teil in großer Zahl überlieferte Quellen wie das Diarium, die Rechnung, der Brief, die Leichenpredigt wurden in Form, Inhalt und Überlieferungsleistung kurz vorgestellt.

Siehe hierzu auch den ausführlichen Text in der Rubrik „Berichte“

Dr. Martin Krieger, Greifswald
(04.12.2000)

Patriotismus in Norddeutschland im Zeitalter der Frühaufklärung am Beispiel der Hansestadt Hamburg

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts entfaltete sich im norddeutschen Raum eine umfangreiche Publikationstätigkeit. Über moralische Wochenzeitschriften und Monographien wurden dabei die Gedanken der Aufklärung mit ihren spezifischen Moral- und Wertevorstellungen verbreitet. Zum Mittelpunkt eine Kommunikationsnetzwerkes, das sich zum Träger dieser neuen Ideen entwickelte, avancierte die Hansestadt Hamburg mit ihren aufklärerischen Gesellschaften, Bildungsstätten und einem hochentwickelten Buchhandel.

Über die Druckmedien wurden die Gedanken der Aufklärung vermittelt, in deren Mittelpunkt seit den 1720er Jahren die Diskussion um einen „Patriotismus“ stand, der sich nicht als bloße Fortsetzung eines seit dem 16. Jahrhundert existierenden Reichspatriotismus verstand, sondern der bewußt die Konstruktion nationaler Identität mit neuen Moralvorstellungen und regionalen Identifikationsmustern verband.

Die Vertreter dieses „Patriotismus“ gehörten in der Regel zur

politischen oder kulturschaffenden Elite Hamburgs, wodurch die Gedanken dieser selbsternannten „Patrioten“ deutlich an Wirkmächtigkeit gewannen und das politische und kulturelle Leben in der Stadt im Zeitalter der Frühaufklärung entscheidend mitprägten. Diese konstituierten einen kommunikativen Verbund, der weit über das Hamburger Umland hinausreichte und vor allem in Kontakt mit den Zentren der deutschen Aufklärung Halle und Jena stand.

Dieser norddeutsche „Patriotismus“ in seiner spezifischen Hamburger Ausprägung wurde in dem Vortrag vorgestellt. Dabei ging es neben den unterschiedlichen Ausdrucksformen und Ausprägungen dieses Diskurses um dessen Trägerschichten sowie um die vermittelnden Medien.

Dr. Holger Kruse, Kiel
(18.12.2000)

Burgund – Hofhaltung und Hofrechnung

Durch Erbschaften, Eheverbindungen, aber auch Kriege vereinigten die vier „Großen Herzöge“ von Burgund seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert einen Länderkomplex unter ihrer Herrschaft, der sich vom Jura im Süden bis zur Nordsee erstreckte. Gestützt auf die reichen Ressourcen vor allem ihrer niederländischen Territorien mit ihren blü-

henden Städten – darunter Brügge, das Zentrum des damaligen Fernhandels – konnten die Herzöge eine Pracht entwickeln, von der noch heute unzählige Kunstwerke zeugen. Zentrum der Macht und daher auch des Glanzes, den die Herzöge um sich verbreiteten, war ihr Hof. Zahlreiche zeitgenössische Chroniken berichten von den dort stattfindenden Festen, den Turnieren, den Banketten, den feierlichen Einzügen. Mit dieser Seite des höfischen Lebens hat sich die kulturhistorische Forschung früh beschäftigt. Die Werke eines Johan Huizinga oder eines Otto Cartellieri prägen bis heute das Bild des Lebens "Am Hofe der Herzöge von Burgund" im "Herbst des Mittelalters".

Weitgehend unbeachtet blieb dagegen die archivalische Überlieferung, die beste, die wir für einen weltlichen Hof dieser Zeit besitzen. Sie ermöglicht es, Antworten auf Fragen zu finden, die sich an andere Höfe mangels Quellen entweder gar nicht stellen oder nur unzureichend beantworten lassen.

Der Vortrag beschäftigte sich vor allem mit den Hofordnungen und den täglichen Abrechnungen des Hofmeisterbüros. Hofordnungen sind periodisch erlassene "Stellenpläne", die, nach Ämtern geordnet, alle zum engeren Hof gehörenden Personen namentlich

mit ihren Funktionen, Dienstzeiten (ganzjährig, halbjährlich, vierteljährlich) und Gagen aufzuführen. Dieser engere Hof ist der eigentliche "Haushalt", der für jedes Mitglied der Herrscherfamilie (Herzog, Herzogin, Erbprinz, ggf. dessen Gemahlin) einzeln besteht. Die französischen Quellen sprechen von den einzelnen "hôtels" im Gegensatz zur "cour", dem weiteren Hof, zu dem neben den einzelnen "hôtels" ein weiter Kreis von Lehensleuten, Beamten der Provinzialverwaltung, Geistlichen, externen Räten u.a. gehört, der sich aber nur bei besonderen Anlässen und in wechselnder Zusammensetzung konstituiert. Die Hofordnungen zeigen uns also den Soll-Stand des Hofpersonals: Sie sind die normative Quelle.

Der Ist-Stand läßt sich dagegen aus den täglich geführten Gagenlisten ablesen, die die Umsetzung der Vorgaben der Hofordnungen in der Praxis deutlich erkennen lassen. Neben den Gagen wurden auch die Ausgaben für die Versorgung des Hofes Tag für Tag abgerechnet.

Der Vortrag stellte den burgundischen Hof zur Zeit seiner größten Blüte, d.h. unter Herzog Philipp dem Guten (1419-1467), vor, legte die für sein Funktionieren notwendige Organisation dar und befaßte sich mit der täglichen Rechnungspraxis.

RÜCKBLICK

Auf dem Weg zu einer Geschichte des Wissens.

Tagung des Graduiertenkollegs „Wissensfelder der Neuzeit“ zum Thema „Geschichte(n) der Wirklichkeit. Beiträge zu einer Sozial- und Kulturgeschichte des Wissens“

Augsburg, 2.-4. November 2000

Achim Landwehr

Medien, Kommunikation und Wissen – diese Konzepte stehen im Mittelpunkt der Arbeit des Graduiertenkollegs „Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur“ der Universität Augsburg, das am Institut für Europäische Kulturgeschichte angesiedelt ist. Bevor sich das Treffen der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit, das im September 2001 in Augsburg stattfindet, mit dem Themenkomplex „Kommunikation und Medien“ beschäftigen wird, organisierten die StipendiatInnen des Graduiertenkollegs im November 2000 eine Tagung, die sich vornehmlich dem dritten Bereich zuwandte: dem Wissen.

Das mit diesem Stichwort eines der viel zitierten „weiten Felder“ betreten wird, stand allen Beteiligten nur allzu deutlich vor Augen. Daher wurden in zwei konzeptionell ausgerichteten Vorträgen von ACHIM LANDWEHR und OTTO GERHARD OEXLE zum einen die Möglichkeiten von *Wissen als Kategorie historischer Forschung* ausgelotet und zum anderen die zentrale Frage gestellt: *Was kann die Geschichtswissenschaft vom Wissen wissen?* Dabei kam es darauf an, das Phänomen des Wissens nicht von vorneherein auf die Wissenschaft zu reduzieren, sondern es in seiner gesamten sozialen Breite zu berücksichtigen. Daher läßt sich letztlich all das als Wissen begreifen, was für sich selbst den Wissensstatus reklamiert. Darüber hinaus muß „Wissen“ jedoch auch in seine kulturellen und politischen Kontexte eingebunden werden.

Mit seiner Fragestellung sprach Oexle zwei Aspekte an, die zum einen auf die Wissensformen in der Vergangenheit abzielten, zum anderen auf die Möglichkeiten der Geschichtswissenschaft, von der Vergangenheit überhaupt etwas zu wissen. Die umfassende Historisierung, die in der Neuzeit

bewerkstelligt wurde, zog eine ungemeine Vermehrung des historischen Wissens nach sich. Damit ging aber zugleich die Schwierigkeit einher, daß sich dieses Wissen selbst relativierte, da die Historizität des eigenen Wissens unhintergebar ist. Es waren die Kulturwissenschaften um 1900 (Weber, Cassirer, Mannheim, Simmel u.a.), die diesbezüglich die zentralen theoretischen Weichen stellten und zugleich zu einer wissenschaftlichen Nutzbarmachung dieser Einsicht beitrugen, indem sie Kultur und Wissen zu Angelpunkten ihrer Fragestellungen erhoben. Geschichtswissenschaft geht demnach ebenso weder in Rankes Geschichtsreligion auf, noch in Nietzsches Fiktionalismus oder gar der Abbildung von Wirklichkeit, wie das Alltagsverständnis meint. Historische Erkenntnis ist vielmehr immer relational, nur zwischen dem erkennendem Subjekt und seinem Objekt möglich. Die Geschichtswissenschaft produziert also kein dauerhaftes Wissen, dafür ist ihr aber „ewige Jugendlichkeit“ sicher.

Diese und zahlreiche weitere Aspekte wurden in verschiedenen Sektionen ausgebreitet, die sich mit dem Wissen von der eigenen Welt, statistischem und registrierendem Wissen, der Visualisierung und der (Re-)Präsentation von Wissen, dem Wissen von der Vergangenheit sowie dem Wissen vom Jenseits widmeten. Innerhalb der Sektion „Raum und Mensch – Das Wissen von der eigenen Welt“ stellte RALF-PETER FUCHS seine Forschungen zur *Raumkenntnis frühneuzeitlicher Untertanen* im 16. und 17. Jahrhundert unter dem Titel vor: „*Ob Zeuge wisse, was das Burggraftum Nürnberg sei?*“. Sie wußten es oft nicht. Hinsichtlich ihres Wissens über räumliche Gegebenheiten läßt sich zum Teil eine völlige Unkenntnis über herrschaftlich-territoriale Einteilungen feststellen, wobei Fuchs mehrere Gründe für diesen Umstand hervorhob. Als Quellengrundlage dienten ihm Zeugenaussagen, die im Rahmen von Kommissionen des Reichskammergerichts gesammelt wurden, wobei für Fuchs vor allem die Frage nach dem sozialen Wissen (nach A. Schütz/Th. Luckmann) der Untertanen im Vordergrund stand. Eine Möglichkeit, auf die Raumkenntnis von Untertanen zuzugreifen, bestand darin, sie verschiedene Orte aufzählen zu lassen, wobei sich jedoch auch hier große Wissenslücken zeigten. Insgesamt war wohl die personale Bindung zu einem Herrschaftsträger wesentlich wichtiger als die räumliche Zugehörigkeit zu einem Territorium.

Das Wissen über den eigenen Körper machte CLAUDIA STEIN zum Thema ihres Vortrags über *Die kosmologische und körperliche Dimension von Krankheit in der Frühen Neuzeit am Beispiel der Franzosenpocken*. Anhand eines Textes von Ulrich von Hutten, in dem er unter anderem die

„Franzosenkrankheit“ beschrieb, an der er litt, zeigte Stein die beiden wesentlichen Dimensionen medizinischen Denkens und Wissens auf. In der kosmologischen Dimension war die Krankheit ein Fingerzeig Gottes, da Körper und Kosmos, Mikrokosmos und Makrokosmos zusammen gedacht wurden und aufeinander verwiesen. Auch ist die frühneuzeitliche Medizin ohne eine astrologische Komponente nicht denkbar, da die Planeten die Säftemischung des Körpers beeinflussten. Hinsichtlich der körperlichen Dimension mußten die äußerlichen Zeichen richtig gedeutet werden, um die Krankheit erkennen zu können. Dabei hatten die körperlichen Zeichen jedoch keinen Symptom-, sondern nur einen Verweischarakter.

In der Sektion „Zahlen? Daten? Fakten? – Statistisches und registrierendes Wissen“ befaßte sich ANTON TANTNER mit *Volkszählungen im 18. Jahrhundert in der Habsburgermonarchie*, insbesondere mit dem in diesem Zusammenhang formulierten Problem der „Vermischung“. Die Vermischung war der Alptraum der Bürokratie. Einerseits wurde bestimmt, daß sich die staatlichen Behörden, die mit der Volkszählung beauftragt waren, nicht mit der Bevölkerung „vermischen“ sollten, andererseits sollten die Behörden untereinander (weltliche, geistliche, lokale, überregionale etc.) säuberlich getrennt bleiben. Generell wurde Vermischung als Gegenbegriff zum guten Einverständnis unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen verwendet. Sie war die Quelle aller Unordnungen und trat auch bei der Erhebung von Daten auf, wenn unterschiedliche Kategorien miteinander vermischt wurden.

In engem Zusammenhang damit stand der Vortrag von VALENTIN GROEBNER über *Körper be-zeichnen. Über den Gebrauch einiger Kategorien der Personenbeschreibung zwischen dem 13. und dem 16. Jahrhundert*. Ein wichtiges Indiz bei der Identifizierung von Personen war die „complexio“, also die Mischung der jeweiligen Körpersäfte, von der man annahm, daß sie für die Ausformung der physischen und psychischen Qualitäten ausschlaggebend war. Umgekehrt war es konsequenterweise möglich, von den äußerlichen Merkmalen auf die individuelle „complexio“ und damit den Charakter der jeweiligen Person zu schließen. So spielten beispielweise Farben eine zentrale Rolle bei der Beschreibung von Menschen. Hautfarben existierten in diesem Kontext nicht für sich selbst, waren nicht selbstverständlich, sondern relational. Das System der „complexio“ wurde breit rezipiert und findet sich unter anderem in der Medizin, der Astrologie, der Literatur und der für die Personenidentifizierung zentralen Physiognomie. Innerhalb der Physiognomie hatte sich um 1500 insofern ein wichtiger

Wandel vollzogen als die „complexio“ von einer wandelbaren Kategorie zu einem angeborenen Merkmal wurde.

Die Sektion „Bilder, Denkmäler, Sammlungen – Visualisierung und (Re-)Präsentation von Wissen“ eröffnete MICHAELA VÖLKE mit einem Vortrag über *Kupferstichserien als Vermittler und Bewahrer des Wissens über höfische Kultur vom 16. bis 18. Jahrhundert*. Gerade die höfische Repräsentation war auf Visualisierung angewiesen, um entsprechendes Wissen angemessen speichern zu können. Durch die Publikation höfischer Repräsentationen in Kupferstichen sollte diese nicht nur einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht werden, sondern zugleich für diejenigen sinnlich erfahrbar werden, die dem Ereignis nicht beiwohnten. Kupferstichserien sollten in diesem Zusammenhang der Fixierung des Abgebildeten über die Zeit hinweg dienen. In gewisser Hinsicht versuchten Kupferstichserien nicht nur, den Besuch des Kunstwerks, der Stadt oder des Gebäudes zu ersetzen, sondern sogar zu übertreffen, da sie zusätzliche Informationen lieferten. Übertroffen werden sollte die Realität aber auch insofern, als die Kupferstiche teilweise Dinge abbildeten, die nie existierten, wie beispielsweise monumentale Schloßbauten, die wegen Geldmangels nicht fertiggestellt werden konnten. Sie vermittelten also Repräsentationswissen, das keinerlei Entsprechung in der Wirklichkeit hatte.

Eine andere Form visueller Repräsentation von Wissen stellte DIETRICH ERBEN mit seinem Vortrag über die *Geschichtsüberlieferung im Ereignisdenkmal* vor. Als Ereignisdenkmäler finden sich Motivdenkmäler (z.B. Säulen), Schanddenkmäler (als Geste der Überlegenheit und Restauration der Staatsgewalt), Pestsäulen, Denkmäler in Erinnerung an Katastrophen (Vulkanausbrüche, Stadtbrände), sowie Denkmäler, die dynastische Ereignisse überliefern. Allein aus dieser Aufzählung wird bereits deutlich, daß das Ereignisdenkmal für die Staatsgewalt eine wichtige Rolle spielt. Im Denkmal vereint sich Anlaß und Bewältigung des Ereignisses. Die Denkmäler führen Ereignisse in eine geschlossene Struktur zurück und deklarieren sie als eine abgeschlossene Vergangenheit. Im Denkmal wird das Ereignis durch die Obrigkeit vereinnahmt.

BRIGITTE SÖLCH stellte in ihrem Vortrag über *Visualisierung von historischem Wissen und Konstruktion von Geschichte – Ein Blick auf die Sammlungsgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts* die Frage nach der Nutzbarmachung von Bildern der Vergangenheit. In bezug auf Sammlungen scheint dies besonders lohnend, da von Sammlungen erst dann gesprochen werden kann, wenn die Objekte in einen bestimmten Kontext eingebunden werden,

der ihre Bedeutung bestimmt. So begann Francesco Bianchini in Rom im 17. Jahrhundert mit der Einrichtung eines kirchenhistorischen Museums. Bianchini versammelte dabei nicht einfach bereits vorhandene Objekte, sondern legte ein klares Sammlungsprogramm vor. Sein Ziel war es, die gesamte christliche Entwicklungsgeschichte zu vereinen und in einem Museum zu konzentrieren. Bianchini war davon überzeugt, daß Bilder, Plastiken und Monumente die Vergangenheit wesentlich wahrhaftiger darstellten als schriftliche Quellen. In den Objekten der Sammlung sollte daher die Vergangenheit für den Betrachter sinnlich erfahrbar werden. Er wollte die Kirchengeschichte in den Mikrokosmos „Sammlung“ überführen.

Die Sektion „Geschichte, Mythos, Gedächtnis – Das Wissen von der Vergangenheit“ führte in drei Vorträgen Überlegungen aus der Kunstgeschichte, der Geschichtswissenschaft und der Literaturwissenschaft zum Umgang mit der Vergangenheit zusammen. GABRIELE BICKENDORF (*Geschichte im Bild. Zur Visualisierung von Kunst und Geschichte um 1700*) konstatierte aus kunsthistorischer Perspektive für das 17. Jahrhundert eine breite Bewegung der Visualisierung wissenschaftlichen Wissens, die einerseits der Naturwissenschaft, andererseits der historischen Forschung diene. In beiden Richtungen ging es darum, neue Bereiche der Wahrnehmung zu erschließen. In der historischen Forschung kam es durch die maurinische Bewegung um 1700 zu einem Visualisierungsschub, der auf der Quellenkritik mittels einer allgemeinen Urkundenlehre sowie der Entdeckung mittelalterlicher Kunstwerke als Überreste basierte. Die Benediktiner von St. Maur begriffen Kunstwerke als visuelle Quellen und machten sie durch Publikation auch entsprechend zugänglich. Dies war ein entscheidender Schritt, um die lange Zeit herrschende „Wahrnehmungssperre“ gegenüber dem Mittelalter zu lösen.

WOLFGANG E.J. WEBER skizzierte unter dem Titel *Die Geburt der Geschichtswissenschaft aus der Kontroverse: von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart* einen wissenschaftsgeschichtlichen Werdegang, der sich von üblichen Koordinaten frei macht. Geschichtstheoretische Überlegungen, die der Legitimität der Geschichtswissenschaft und damit ihrer staatlichen Alimentierung dienen, gehen normalerweise von einem Zusammenhang von Bedürfnissen und Interessen aus. Zumeist wird das Bedürfnis nach Identität als entscheidend herausgestellt. Demgegenüber betonte Weber die Rolle der Kontroverse, der eine mindestens ebenso große, wenn nicht gar größere Bedeutung als der Suche nach Identität zukommt. So zeichnen sich historische Werke des 16. und 17. Jahrhunderts durch religiöse Kontroversen aus,

während es in der Neuzeit vor allem der Konflikt um die nationale Frage war, der die Institutionalisierung und Professionalisierung der historischen Forschung vorantrieb.

Anhand von *Friedrich Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“* ging SILVIA SERENA TSCHOPP der *Kontinuität von Geschichtsbildern* aus literaturwissenschaftlicher Perspektive nach. Dabei betonte Tschopp, daß Schiller in seiner Jenaer Antrittsvorlesung zwar poetische Prinzipien der Geschichtsschreibung formulierte, als Historiker allerdings auch intensive Quellenstudien durchführte. In seinen historischen Werken findet sich so eine Mischung aus Faktischem und Fiktionalem. Als Beispiel griff Tschopp das Landungsgebet Gustav Adolfs von Schweden bei dessen Ankunft auf deutschem Boden heraus. Schillers Anspruch im Zusammenhang dieses Ereignisses – wie bei seiner historischen Arbeit insgesamt – geht dahin, Primärquellen heranzuziehen. In seiner Praxis bezieht er sich jedoch vor allem auf historische Werke des 17. und 18. Jahrhunderts. Diese Abhandlungen waren konfessionell stark interessegeleitet, um nicht zu sagen propagandistisch. Droysen konnte denn auch in seiner Untersuchung des Landungsgebets feststellen, daß es sich dabei um ein geschicktes Konstrukt handelt, das im 17. und 18. Jahrhundert zitiert und rezipiert wurde.

Die abschließende Sektion beschäftigte sich mit „Himmel und Hölle – Das Wissen vom Jenseits“. REBEKKA VON MALLINCKRODT stellte in ihrem Beitrag *Text versus Ritus. Dilemmata der katholischen Konfessionalisierung* das Problem der Lektüre religiöser Texte in der Frühen Neuzeit in den Mittelpunkt. Üblicherweise werden die Informationen über die mangelnde Bibellektüre und sogar Bibeldruckverbote im Katholizismus einem buchzentrierten Protestantismus entgegengesetzt. Hier forderte Mallinckrodt jedoch dazu auf, ein differenzierteres Bild zu zeichnen. Im 16. Jahrhundert brauchte die katholische Kirche zwar deutlich länger, um die Bedeutung des Buchdrucks zu erkennen; auch wurde vielfach in lateinischer Sprache und nicht volkssprachlich gedruckt. Aber gerade das Beispiel der Katechismen zeigt, daß der Katholizismus keineswegs buchfeindlich war. Katechismen sollten in ihrer Anwendung in beiden Konfessionen dazu beitragen, eine kognitive Struktur zu schaffen – und wurden in dieser Weise auch im Katholizismus eingesetzt.

Dem Jenseits wesentlich näher rückte DIETHARD SAWICKI mit einem Beitrag über *Die Gemeinschaft der Lebenden und der Toten. Zur sozialen Dimension des Geisterglaubens in der Frühen Neuzeit*. Anhand eines Bei-

spielfalls aus dem badischen Kenzingen des Jahres 1800 machte Sawicki auf mögliche Hintergründe von Geistererscheinungen aufmerksam. Es handelte sich um den verstorbenen katholischen Priester Leopold Koch, der begann, im Haus seiner Nichte, die eine Zeit lang sein Haus geführt hatte, als Geist zu erscheinen. Der Geist forderte, daß man seiner Nichte – trotz fehlenden Testaments – sein Erbe aushändigen solle, ansonsten würde seine Seele keine Ruhe finden. Als sich herausstellte, daß Koch hoch verschuldet verstorben war, änderte der Geist seine Forderungen. Nun sollte eine vermögende Verwandte sich verpflichten, der Nichte finanziell unter die Arme zu greifen, damit der Geist seine Ruhe fände. Wie dieser Fall schließlich gelöst wurde, ist in den Akten leider nicht überliefert.

Mit Zauberbüchern, in denen es – bis zum heutigen Tag – um die Erlangung von Glück, Geld, Liebe und Gesundheit mittels höllischer Mächte geht, beschäftigte sich STEPHAN BACHTER (*Wie man Höllenfürsten handsam macht. Zauberbücher und die Tradierung magischen Wissens*). Mit der Konzentration auf Zauberbücher als Medien stellte er fest, daß seit der Mitte des 17. Jahrhunderts die Anzahl von entsprechenden Handschriften und Drucken stetig zunahm, um nach 1800 überdimensional anzuwachsen. Zauberbücher sind dabei in Inhalt und Form, und zwar in allen Einzelelementen, nach einem Baukastenprinzip zusammengesetzt. Alle Einzelelemente verdanken sich einer (tatsächlichen oder erfundenen) Tradition und können je nach Bedürfnissen und Umständen kombiniert werden. Jedoch erscheint insbesondere die wachsende Präsenz von Zauberbüchern seit dem späten 18. Jahrhundert angesichts einer vermeintlich entzauberten Welt paradox. Doch ist es gerade die Aufklärung, die in einer dialektischen Bewegung die Möglichkeiten zur Verfügung stellte, um den Zauberbüchern eine breitere Öffentlichkeit zu garantieren. Alphabetisierung, Technisierung und schwindende Kontrollmöglichkeiten der Kirche führten dazu, daß ein Bereich, der im Licht der Aufklärung sein Ende finden sollte, seinen eigentlichen Aufschwung erst erlebte.

Drei internationale Tagungen unter Beteiligung des Faches Volkskunde

Weltanschauungsfragen in einer scheinbar säkularen Gegenwart

Im Herbst 2000 fanden in den USA und Großbritannien drei Tagungen unter Beteiligung des Faches Volkskunde der Universität Augsburg statt, die neue Akzente in der Erforschung von Religion, Konfessionsbildung, pseudoreligiösen Weltbildern und okkulten Vorstellungen in der europäischen und amerikanischen Kulturgeschichte des 18. bis frühen 20. Jahrhunderts setzten. Von den Ergebnissen und Perspektiven dieser drei internationalen Veranstaltungen soll im folgenden die Rede sein.

Religion and Modernity in Central Europe

Unter der Federführung des Direktors des Max-Planck-Instituts in Göttingen, Prof. Dr. Hartmut Lehmann, und des Chicagoer Historikers Prof. Dr. Michael Geyer, hat sich in Kooperation mit Prof. Dr. Lucian Hölscher (Ruhr-Universität Bochum) und der Autorin dieses Beitrags eine Arbeitsgruppe gebildet, in der ein regelmäßiger Austausch zwischen ausgewählten deutschen und amerikanischen Nachwuchswissenschaftlern über die Rolle der Religion im Modernisierungsprozeß Europas des ausgehenden 18. bis 20. Jahrhunderts angestrebt wird. Die erste Tagung fand vom 26.-28. Oktober 2000 an der University of Chicago statt, weitere werden in den kommenden Jahren folgen.

Die Beiträge der rund zwanzig TeilnehmerInnen richteten sich auf zwei Schwerpunktthemen, zum einen auf „Religion und Nation“ und zum anderen auf „Christliche Religionen und moderne Glaubens- und Weltbilder“.

Ohne Zweifel bedingen religiöse Fragen auch in der modernen, von säkularen Überzeugungen geprägten europäischen Wirklichkeit Staat und Gesellschaft in einem sehr hohen Maße mit und bieten auf der Ebene der Nationalstaaten bis heute in einigen Ländern Anlaß zu Krisen. Dabei gerieten neben Deutschland vor allem Osteuropa, der Balkan und die ehemaligen habsburgischen Territorien in den Blick. Einige Beispiele mögen dies demonstrieren. Paul Hanebrink von der University of Nebraska führte die Zuhörer in seinen Überlegungen „In Defense of Christian Hungary: Nationalism, Religion and Antisemitism in Interwar Hungary“ in ein neues

Forschungsfeld der Geschichte ideologischer Spannungen einzelner Nationalstaaten während der Zwischenkriegszeit ein.

Geneviève Zubrzycki von der University of Chicago ging mit ihrem Diskussionsbeitrag zum Thema „Reconstructing National Identity in Post-Communist Poland: Church, State and Civil Society“ auf die derzeit in Polen ablaufende Debatte über die Wurzeln des Nationalstaates und die identitätsstiftenden historischen Bezugsgrößen ein. Daß dabei sowohl die Amtskirche als auch die in Polen anzutreffenden breitgefächerten Formen der Volksfrömmigkeit eine wichtige Rolle spielen, konnte Frau Zubrzycki anschaulich verdeutlichen. Ungarn wie Polen werden in Zukunft im Rahmen der europäischen Integrationspolitik stärker in das Blickfeld der (Zeit-) Geschichtsforschung rücken.

Aber nicht nur politische, sondern auch ökonomisch-mentalitätsgeschichtliche Handlungsstrategien wurden in einen Zusammenhang mit religiösen Vorstellungen gebracht. So beleuchtete etwa Thomas Großbölting vom Historischen Seminar der Universität Münster „Öffentlichkeit und soziale Ordnungsvorstellungen auf dem Weg in die Moderne: der Beitrag der Religion zur Diskussion und Popularisierung der Marktgesellschaft im preußisch-englischen Vergleich (1830-1880).“

Der zweite Teil versammelte eine ganze Fülle von Diskussionsbeiträgen zur innerkirchlichen Standortbestimmung im Wandlungsprozeß europäischer Gesellschaften vor allem des ausgehenden 19. und 20. Jahrhunderts, und zum Verhältnis von christlichen Religionen und anderen Glaubens- und Weltbildern seit der Aufklärung. Zur Sprache kam dabei ein breites Spektrum, das von amtskirchlich mehr oder minder geduldeten Frömmigkeitsformen über Milieu- und Konfessionalisierungsfragen bis hin zu kirchlichen Interessengruppen reichte. Zudem wurden neue Weltanschauungen mit ihren Substraten religiös-säkularer Begriffe vorgestellt. Mark Ruff von der Concordia University of Portland etwa widmete sich in diesem Zusammenhang den katholischen Jugendorganisationen der Nachkriegszeit „The Wayward Flock: Catholic Youth and Secularization in the Federal Republic of Germany from the Second World War to the Second Vatican Council“. Uta Gerdes von der Universität Frankfurt am Main untersuchte einen anderen Aspekt der Rolle religiös gesinnter Jugendorganisation in Europa, nämlich die „Christliche Solidarität mit Verfolgten in Vichy-Frankreich von 1940-1944: Die protestantische Jugendorganisation Cimade.“

Keith Pickus von der Wichita State University stellte in seinen Darlegungen „Comparing Communities: Jews and Catholics in 19th Century Hesse“ das

Zusammenleben und die Ordnungsvorstellungen interkonfessioneller Alltagspraxis in den Vordergrund. Stephan Bachter (Universität Augsburg) und Diethart Sawicki (Universität Bochum) erklärten das Entstehen pseudo-religiöser Weltanschauungen in der Moderne in ihren Beiträgen über „populäre Zauberbücher“ und den modernen „Spiritismus in Deutschland“ mit Abspaltungen von Glaubenswünschen aus den Diskursen und der Medienpraxis der Aufklärung selbst, die entschieden zum Aufkommen von esoterischen und mythologischen Vorstellungen beigetragen habe.

Wie die höchst unterschiedlichen Themen zeigen, deckte diese erste Tagung des Arbeitskreises das weite und heterogene Feld der Rolle der Religion in der Moderne auf und ermöglichte erste Zugriffe auf die Einflusssphäre religiöser Institutionen auf staatliche und gesellschaftliche Wandlungsprozesse. Dabei ergab sich eine große Vielfalt an offenen Forschungsfragen. Es wird nun darum gehen, die Bearbeiter diesseits und jenseits des Atlantik stärker zu vernetzen, um Einzelstudien in allgemeine Fragestellungen einzubinden. Die Veranstaltung wird fortgesetzt.

Magic meets Enlightenment. New Types of Discourse in America and Germany, 18th and 19th Centuries.

Organisation: Dr. Johannes Dillinger (DHI, Washington DC), Prof. Dr. Sabine Doering-Manteuffel (Volkskunde, Universität Augsburg)

Magic meets Enlightenment lautet der plakative Titel eines Workshops am Deutschen Historischen Institut in Washington DC (31.10/1.11.2000).

Ein kleiner Kreis von WissenschaftlerInnen aus den USA, Großbritannien und der Bundesrepublik diskutierte die Frage nach dem Überleben magischer Weltbilder in der Neuzeit und deren möglicher Produktion durch die Aufklärung. Ausgehend von der Beobachtung, daß Magie eine wichtige und allgegenwärtige Rolle in modernen westlichen Gesellschaften spielt, stellte sich die Frage, warum traditionelle Vorstellungen, Aberglaube und okkultes Denken nicht durch aufgeklärte Theorien ersetzt worden seien. Paradoxerweise, so die gemeinsame Ausgangsthese, habe die Aufklärung das Fortleben abergläubischen Denkens sogar noch befördert. Der erste Teil der Veranstaltung bestand aus theoretischen und exemplarischen Überlegun-

gen, die in diese Richtung führten. Fünf Redner beleuchteten die These von verschiedenen Seiten:

Prof. Dr. Heinz Schott (Bonn), sprach aus der Warte der Medizingeschichte über „Natural Magic in the Period of Enlightenment“; Prof. Dr. Johanna Geyer-Kordesch (Glasgow), gab über ihr Fachgebiet, die Medizingeschichte, hinaus, einen allgemeinen Überblick über „The magical Garden of the European Naturalists: Science and Pleasure in the Enlightenment; Prof. Dr. Eric Seeman, Historiker aus Buffalo, referierte über „Magic and Religion in Enlightenment New England; Prof. Dr. Andreas Hartmann, Volkskundler aus Münster, näherte sich dem Problem wetterkundlich: „Ethnopathology and Meteorology. Occult Elements in Climate Theory“ und Prof. Dr. Carole Silber vom English Department der Yeshiva University in New York ergründete die Wanderwege des Feenglaubens in die Neue Welt: „Transformations: Fairylure in Nineteenth Century Britain and America.“

Die Vorträge machten deutlich, daß auf ganz unterschiedlichen Feldern das Magische und Okkulte in säkulare Weltanschauungen des 19. und 20. Jahrhunderts eingebunden wurde.

Um dieses Paradox zu erklären, müsse sich der Blick auf den „Medienmarkt des Magischen“ richten. Die Teilnehmer analysierten aufgrund unterschiedlicher regionaler Kontexte deshalb vor allem gedruckte Materialien des 17. und 18. Jahrhunderts, die magische Denkweisen reproduzierten. Das waren Zauberbücher, Zeitungen und Flugschriften, aber auch Disputationen und Traktate.

Die zunehmende Lesefähigkeit der Bevölkerung und die Verbesserungen in der Drucktechnik führte zu einem raschen Ausbreiten solcher (Billig-) Druckerzeugnisse, welche die rationalen Prinzipien der Aufklärung konterkarierten. Oftmals unter die grauen Schriften zu rechnen, führten sie ein unbemerktes Schattendasein auf dem neuen Medienmarkt und transportierten ein weites Spektrum magischer und okkulten Denkweisen bis in unsere unmittelbare Gegenwart hinein. Das sogenannte magische Wissen, das in den Medien, vor allem in Zeitungen und später dann auch in Werbeanzeigen, ausgebreitet wurde, bestand aus Versatzstücken von Wunderzeichenberichten der Frühen Neuzeit, Hausbüchern, spekulativen Überlegungen zum Geister- und Arme-Seelen-Glauben, mißverstandenen Naturlehren, privatmagischen Ansichten und theologischen Einschüben.

Die transatlantische Emigration führte zu einer Ausbreitung solcher Schriften unter den Siedlern in der Neuen Welt, die im 19. Jahrhundert, modifi-

ziert und ideologisiert, ihren Rückweg nach Europa antraten. Ein magischer Ideentransfer setzte ein, der sich als traditionelle Alltagspraxis ausgab, in Wahrheit aber einen ökonomischen und einen pseudoreligiösen Hintergrund hat. Dieses Gesamtgeschehen ist nur verständlich, wenn man den Handel mit der Ware „Magie“ und die Bedeutung der Printmedien genügend berücksichtigt.

Hier wurden folgende Aspekte diskutiert:

Aus dem Augsburger Forschungsprojekt sprachen die Verfasserin dieses Berichtes und der wissenschaftliche Mitarbeiter Stephan Bachter über die Themen: „Age of Enlightenment? The Rise of the magical market in the 18th century“ resp. „Magical books, their publishers and distributors in Pennsylvania and Germany“

Prof. Dr. David Copeland vom Emory College, History of Mass Communication, berichtete über die Auswertung Tausender von Zeitschriften des 18. Jahrhunderts: „If I am a Witch, it ist more than I know“. Magic, the Supernatural and the Enlightenment in American Newspapers“

Dr. Johannes Dillinger stellte einen besonders markanten Fall vor, an dem sich die Tagungsthemen aufschlüsseln ließen: „The Fox Sisters and the Württemberg Ghost Sect. A comparison.“

Der Workshop machte deutlich, daß es einen großen Bedarf an medienorientierten Studien über religiöse, pseudoreligiöse, abergläubische und andere weltanschauliche Entwicklungen in Europa und den USA zwischen dem 18. Jahrhundert und der Gegenwart gibt. Was gelangte an okkultem Denken über welche Kanäle nach Amerika, in welcher Form gaben es die Medien an uns Europäer zurück, welche transatlantischen Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten lassen sich in der Verarbeitung solcher Ideenkonstrukte feststellen? Die Tagung hat hier erste Schichten freigelegt. Weitere internationale Veranstaltungen zum Thema „Medien und neue Weltanschauungen“ sind geplant.

**Beyond the Witch Trials. The North European Experience.
The continuation of witchcraft and magic in European cultures from
the eighteenth century onwards**

Organisation: Owen Davies and Willem de Blécourt, University of Hertfordshire, Watford Campus, Great Britain, 9. Dezember 2000

Die Hexenforschung steht vor einer neuen Herausforderung, denn je weiter sie voranschreitet, um so deutlicher wird es, daß die Geschichte der Hexerei und der Zauberei nicht mit dem letzten Hexenprozeß und der Verbreitung neuer Rechtsnormen in Europa beendet war, sondern bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein wirkte. Dies geschah auf vielfältige Art. Der Glaube an Schadenszauber und Gegenzauber, an Geister und okkulte Kräfte ist in westlichen, aufgeklärten Gesellschaften immer noch präsent. Magische Dienstleister, im 19. Jahrhundert oftmals unter den Fahrenden oder Tagelöhnern zu finden, betreiben auch in unseren Tagen ein einträgliches Geschäft mit der Zauberei. Ziel der eintägigen Veranstaltung auf dem ländlichen Watfort Campus war es, Historiker, Anthropologen und Volkskundler in ein Netzwerk gegenwartsbezogener Magieforschung einzubinden. Auch hier spielten die Medien, die seit dem 19. Jahrhundert als Träger magischer Weltanschauungen fungieren, eine gewichtige Rolle, denn aus ihnen bedienen sich weite Teile der Anwender von Okkulta in Europa. Als Grundlagenlektüre sei hier auf Ronald Huttons Meisterwerk „The Triumph of the Moon“ verwiesen. Aber nicht nur mediale, sondern auch soziale und ökonomische Aspekte des modernen Aberglaubens kamen zur Sprache, vor allem bei den skandinavischen Projekten, wie bei Marie Lennerstrand und Linda Oja, die aus rechtshistorischer Perspektive der Frage nachgingen, wie eine von Hexenprozessen stark heimgesuchte Region in Mittelschweden – etwa 700 Personen und rund 20 Dörfern waren involviert - nach deren Ende mit den aus ihnen resultierenden dörflichen Konflikten umging. Das funktionale Zusammenspiel aus Magie und Ökonomie kam besonders deutlich hervor durch die Ausführungen der in Finnland lebenden Amerikanerin Laura Stark-Arola, die sich den Verdienstmöglichkeiten ländlicher Tagelöhnern vermittels magischer Anwendungen widmete. Die Quellen für magische Praktiken stammten auch dort, in einer abgelegenen finnischen Landregion, aus jenem für das 19. Jahrhundert typischen Gemisch aus handschriftlichen Hausbüchern, gedruckten Sammelwerken mit trivialen Rezepturen, mündlichen Überlieferungen oder auch Zeitungen und Flug-

schriften. Magie lebte in ganz unterschiedlichen Varianten und Praktiken fort.

Ein etwas kuriose Beispiel für die Überlebensfähigkeit magischer Kulturpraktiken legte Brian Hoggard vom University College Worcester in seinem Beitrag über „The Archaeology of Counter-Witchcraft 1700-1950“ offen. Gemeinsam mit einem Kollegen kartographiert Hoggard das Vorkommen von magischen Abwehrzauberobjekten in Kaminen ländlicher Wohnbauten Mittelenglands. Hunderte von Flaschen, gedörrten Katzen und Kinderschuhen aus unterschiedlichen Epochen hatte Hoggard aus den Kaminen gezogen, datiert und dabei den Nachweis führen können, daß nicht nur in Wort und Schrift Kontinuitätslinien bis in die Gegenwart verlaufen, sondern auch traditionelle Zauberobjekte über längere Zeiträume hinweg bis in aufgeklärte Zeiten hinein bei den Bewohnern ländlicher Räume im Gebrauch waren. Diese Praxis vollzog sich, wie vieles im magischen Bereich, unauffällig.

Die Tagung hat erste Akzente gesetzt und einen Blick auf eine neue Hexenforschung „Beyond the Trials“ freigelegt. Daß dabei viele verschiedene Disziplinen gefragt sind, wurde offenkundig.

Alle drei Tagungen haben sich mit Weltanschauungsfragen in einer scheinbar säkularen Gegenwart befaßt. Religion, Konfession, Pseudoreligion und neue, magische, esoterische und okkulte Weltbilder und Praktiken prägen viele Felder des öffentlichen und privaten Lebens. Kontinuitäten und Brüchen kennzeichnen den Weg des Transzendenten, die Medien spielen eine mächtige Rolle im Tradierungsprozeß. Eine Verknüpfung aus historischer Medien- und Kommunikationsforschung mit den oben genannten Themenfeldern dürfte in Zukunft zu einer Fülle neuer Erkenntnisse führen.

Sabine Doering-Manteuffel

ANKÜNDIGUNGEN

Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit.

4. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit

Augsburg, 13. - 15. September 2001

Die von neuen Medien bestimmte Kommunikationsgesellschaft stellt die Geschichte heute vor neue Herausforderungen. Den Verheißungen und Leistungen der High-Tech-Offensive und ihrer kommunikationswissenschaftlichen Auslegung fehlt der Rückhalt eines historischen Gedächtnisses. Die Informationsgesellschaft kennt ihre eigene Geschichte noch nicht.

Die Kulturwissenschaften sind nicht nur Nutzer der elektronischen Systeme, sondern zu ihren Aufgaben gehört ihre kulturelle Deutung. Um die sich hier anbahnenden Veränderungen abzuschätzen, bedarf es einer weiten historischen Vergleichsperspektive. Die moderne Medienrevolution ist kein einmaliges Ereignis, sie muß sich an ihren Vorläufern messen lassen. Wer in das 'global village' einzieht, sollte das alteuropäische Dorfgeschwätz kennen. Informierte Informatiker wissen das. „Medientheorie muß sich hier nur stärker als Mediengeschichte begreifen“, lautet der programmatische Schlußsatz einer kritischen Bestandsaufnahme von Werner Faulstich, die er bereits einzulösen begonnen hat.

Der Frühneuzeitforschung wächst hier eine besondere Aufgabe zu. Denn die Druckmedien, die seit Beginn der Neuzeit zum Einsatz kamen, bedeuteten eine gewaltige Erweiterung der Verbreitungsmöglichkeiten und Speicherleistung von Information und Wissen. Die typographische Verarbeitung hat die Weichen der europäischen Kultur für Jahrhunderte auf die Vorrangstellung des Schrifttextes gestellt. Was nach akustischen und bildlichen Formen der Fernkommunikation in den Netzen der Gegenwart geschieht, wird so auch als eine triumphale Rückkehr des Schrifttextes auf anderer Ebene erkennbar. Auch der Verschriftlichungsschub im Dienste der Administrationen gründet in Politik und Kultur der Frühen Neuzeit; Kaufmannskorrespondenzen, Gesandtschaftsberichte und Visitationsprotokolle sind Verständigungsmittel ihrer aufsteigenden Institutionen. Die methodische Ablage und Aufbereitung des Wissens in Archiven, Bibliotheken und Enzyklopädien fundierten die frühneuzeitliche europäische Wissensgesellschaft. Ebenso zu bedenken aber ist die materielle Infrastruktur der Kom-

munikationswege, die etwa in der neuen durchregulierten Nachrichtenpost geradezu spektakuläre Ausmaße annahm. Zwischen Reformation und Aufklärung entfalteten sich frühmoderne Öffentlichkeiten, in denen sich Informationsaustausch, Meinungspflege, Propaganda und Kommunikationspolitik multimedial entwickelten.

Aber Kommunikation in der Frühen Neuzeit folgte auch eigenen Wegen. In den dörflichen wie den städtischen Kommunikationsräumen kam den unterschiedlichen sozialen Netzwerken große Bedeutung zu. Im mikrohistorischen Zugriff gewährt der Kommunikationsaspekt Einblick in die Zusammenhänge von obrigkeitlichen Regulierungsmaßnahmen und Partizipation der Untertanen. Die kulturelle Inszenierung und das politische Zeremoniell bestimmen das frühneuzeitliche Inventar ordnungspolitischer Kommunikation. Körperliche, zeichenhafte und insbesondere mündliche Formen der Kommunikation bedürfen eigenwertiger Beachtung. Denn die schriftliche Überlieferung verzerrt auch unsere Wahrnehmung: Kommunikation fand noch weitgehend mündlich statt, in einer ubiquitären nonverbalen Sprache, deren historische Erforschung gerade erst beginnt. Die mit zunehmender Lese- und Schreibfähigkeit durchgesetzte Schriftkultur aber modifizierte auch diese Strukturen. Der Entwicklungspfad verläuft nicht immer linear und hält zwischen Mündlichkeit, Bildlichkeit und Schriftlichkeit viele Überraschungen bereit.

Der Kongreß geht von einem offenen Begriff von Kommunikation und Medien aus. Er behandelt einerseits klassische Medien wie Flugblätter, Flugschriften und Zeitungen, sowie historische Quellen, die von ihrem Mediencharakter her erschlossen werden, und er fragt nach den historischen Situationen, Konstellationen und Umgebungen, in denen ihr Zusammenwirken und die Art und Weise der Verständigung besonders aussagekräftig sind. Verschieden dimensionierte Kommunikationsräume (Dorf und Stadt, Region und Reich, Europa und die Welt) erschließen Wege und Typen der Information und reflektieren ihre geschichtliche Entwicklungsdynamik. Das liefert der gegenwärtigen Debatte das historisch relevante Orientierungswissen und eröffnet zugleich einen neuen Blick auf die Kultur der Frühen Neuzeit.

Kontakt und weitere Informationen: Prof. Dr. Johannes Burkhardt/Dr. Christine Werkstetter, Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit, Universität Augsburg, 86135 Augsburg. Telefon 0821/598-5548, -5557, Fax - 5501, e-mail: christine.werkstetter@phil.uni-augsburg.de, <http://www.Phil.Uni-Augsburg.DE/phil2/Faecher/GESCHICH/FNZ.HTM>

**Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung:
das europäische Modell der Enzyklopädien**

Tagung vom 27. bis 29. September 2001
am Institut für Europäische Kulturgeschichte

Nach Einschätzung vieler Politiker und Publizisten, aber auch zahlreicher Sozial- und Kommunikationswissenschaftler sind die gegenwärtigen fortgeschrittenen Industriegesellschaften im Begriff, sich zu „Informations-“ bzw. „Wissensgesellschaften“ weiter zu entwickeln. Dieser Behauptung liegt die Annahme zugrunde, daß der ‚Information‘ bzw. dem ‚Wissen‘ künftig epochal höhere Bedeutung für die sozioökonomisch-politisch-kulturelle Existenz und Reproduktion zukomme, d.h. der sich formierende Gesellschaftstyp in seinem Wissensbedarf und in seiner Wissensbefassung historisch entscheidend von seinen Vorgängern differiere.

Empirisch belegbar sind demgegenüber eher lediglich zwei ineinandergreifende Phänomene: Erstens bringen die digitale Datenverarbeitung und die sogenannten ‚Neuen Medien‘ hinsichtlich der Schnelligkeit und Reichweite der Verbreitung sowie hinsichtlich der Masse des Transportierbaren neue, ungeahnte Möglichkeiten der Wissenserfassung, -sicherung, -verbreitung und -verarbeitung mit sich. Zweitens können auf dieser Grundlage zuvor getrennte Wissensbestände unschwer zueinander gebracht und miteinander verbunden werden, ja zeichnet sich erstmals die Chance einer (digitalen) Fixierung allen ikonisch-textlich (also durch Zeichen) faßbaren Wissens ab, dessen Ordnung und Erschließung damit jedoch zum Zentralproblem avanciert.

‚Information‘ und ‚Wissen‘ sind dabei allerdings zunächst datentechnisch gefaßt, während tatsächlich jedes informationelle Zeichen oder Symbol der Herstellung eines Kontextes bedarf, um zum eigentlichen Wissen zu werden, d.h. auch in seiner Bedeutung erkannt zu sein. Dieser Kontextbedarf unterscheidet sich bei den verschiedenen Wissensformen: Im Gegensatz etwa zum kontextspezialisierten technisch-naturwissenschaftlichen Faktenwissen (bzw. seiner Fixierung in Zeichen, z.B. Formeln) muß das Orientierungswissen in einen umfassenden kulturellen Kontext eingebettet werden.

Eben dieser Komplex, die methodische Erfassung und Repräsentation des universalen oder zumindest: umfassenden Wissens in durch Kontextherstellung gebrauchsfähiger Form, ist und war seit jeher der Bereich der Enzyklopädie und der Enzyklopädistik. Seine Erforschung hat zwar seit den

1990er Jahren einen deutlichen Aufschwung genommen. Abgesehen davon, daß unübersehbare viele Aspekte dieser oder jener Relevanz noch überhaupt nicht analysiert worden sind, folgt diese bisherige Enzyklopädieforschung jedoch im Wesentlichen philosophischen und philologischen Perspektiven, während i.e.S. kulturhistorische Leitlinien und damit engere Bezüge zur aktuellen Diskussion noch kaum Beachtung finden.

Die geplante Tagung unter der Leitung von Prof. Dr. Theo Stammen, dem Inhaber des Lehrstuhls für Politische Wissenschaft an der Universität Augsburg, beabsichtigt, über einzel- und interdisziplinäre Zugriffe auf die Geschichte und Gegenwart enzyklopädischer Wissenserfassung und -repräsentation einen Beitrag einerseits zur aktuellen Wissensdiskussion, andererseits zu den historischen Lösungen zu leisten, die das oben skizzierte Wissensproblem bisher gefunden hat. Die Ansätze beschränken sich dabei nicht auf den europäischen oder gar deutschen Bereich, vielmehr sind auch außerdeutsche Fälle und Aspekte sowie außereuropäische Enzyklopädien einbezogen. Ebenso wenig beziehen sich die Beiträge nur auf theoretische oder methodische Perspektiven; auch die konkreten Erscheinungsformen einzelner Enzyklopädien und von enzyklopädieähnlichen sonstigen Druckwerken oder entsprechenden Teilen von Druckwerken (Zeitschriften) bis hin zur Objektsammlung als Alternativmodell sind berücksichtigt.

Anmeldung und weitere Informationen: Susanne Empl, Tel.: 0821/598-5840, e-mail: Susanne.Empl@iek.uni-augsburg.de

Hinweis: Unter der Leitung von Prof. Dr. Hans-Otto Mühleisen, Lehrstuhl für Politikwissenschaft an der Universität Augsburg, und Dr. Wilhelm Hofmann, Lehrstuhl für Politische Wissenschaft an der Universität Augsburg, findet vom 10. bis 12. Oktober 2001 die Tagung „Kunst und Macht. Politik und Herrschaft im Medium der Bildenden Kunst“ statt.

Stipendiatinnen und Stipendiaten im Graduiertenkolleg

DoktorandInnen

- Ferber, Magnus Ulrich

Der Augsburger Späthumanist Marx Welser d.J. (1558-1614)

Förderungszeitraum 01.01.2001 – 30.09.2001

- Freudenthaler, Ilse

Hofkultur und Repräsentation. Die Residenzen Renés von Anjou (1409 – 1480) im Spiegel seiner Hofrechnungen

Förderungszeitraum: 01.09.1999 – 31.08.2001

- Frieb, Katharina

Religiöses Leben in der Oberpfalz zwischen den Konfessionen. Volkskundliche Untersuchung aufgrund der Visitationsberichte von 1582/83

Förderungszeitraum: 01.04.1999 – 30.09.2001

- Friedrich, Susanne

Der Immerwährende Reichstag zu Regensburg als Informationszentrum

Förderungszeitraum: 01.10.1999 – 30.09.2001

- Gindhart, Marion

Die Kometen von 1618/19. Untersuchungen zur Vermittlung und Instrumentalisierung antiken und zeitgenössischen Wissens in der frühneuzeitlichen Kometenliteratur des deutschsprachigen Landes

Förderungszeitraum: 01.08.1999 – 31.07.2001

- Hwang, Dae-Hyeon

Sozialer Wandel und administrative Verdichtung. Studien zur Funktion, Entwicklung und Verwaltung ländlichen Grundbesitzes von Patrizierfamilien aus Augsburg während der Frühen Neuzeit

Förderungszeitraum: 01.10.1998 – 30.09.2001

- Kürbis, Holger

Das Bild Spaniens und der Spanier im deutschsprachigen Raum des 16. und 17. Jahrhunderts. Reiseberichte – Staatsbeschreibungen – Flugschriften

Förderungszeitraum: 01.02.1999 – 31.07.2001

- von Mallinckrodt, Rebekka

Bruderschaftsbücher stadtkölnischer Laienbruderschaften aus dem 14. bis 18. Jahrhundert als Medium religiösen/konfessionellen, memorialen und pragmatischen Wissens

Förderungszeitraum: 01.01.1999 – 31.07.2001

- Mordstein, Johannes

Die Judenschutzbriefe in der Grafschaft Oettingen. Studien zu einem Herrschaftsmedium der Frühen Neuzeit im Kommunikationsfeld von Judengemeinden, Landesherrn und christlicher Untertanenschaft

Förderungszeitraum: 01.10.1999 – 30.09.2001

- Wölfle, Sylvia

Kunstwerke als Medien des Kulturtransfers: Untersuchung zur Fuggerischen Kunstpatronage im 16. Jahrhundert

Förderungszeitraum: 01.01.1999 – 30.06.2001

Postdoktorand

- Dr. des. Thomas Bodenmüller

Spanien in der europäischen Reiseliteratur

Förderungszeitraum: 07.12. 2000-31.05.2001

Ehemalige StipendiatInnen und weitere KollegiatInnen

- Dr. Nicoline Ernst-Hortzitz

Die Sprache der Judenfeindschaft in der Frühen Neuzeit. Untersuchungen zu Wortschatz, Text und Argumentation

- Dr. Achim Landwehr

Das Wissen von Herrschaft. Politische Diskurse im Venedig der Frühen Neuzeit

- Holthusen, Andrea

Von verkehrten Gelehrten. Ansätze zu einer Ethik der scientific community im 18. Jahrhundert

▪Römmelt, Stefan Walter

Der geistliche Fürst im Spiegel der Literatur. Voraussetzungen, Kontinuitäten und Wandlungsprozesse der frühneuzeitlichen Panegyrik vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, aufgezeigt am Beispiel des Hochstifts Würzburg.

▪Rosseaux, Ulrich

Die Kipper und Wipper als publizistisches Ereignis (1620-1625). Eine Studie zu den Strukturen öffentlicher Kommunikation im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges

▪Schaufler, Birgit

Imagologie der Geschlechter. Die Entwicklung geschlechterstereotyper Körperbilder und ihre Bedeutung für das individuelle Körpererleben.

▪Schumann, Jutta

Politische Propaganda und öffentliche Meinung bei Leopold I.

▪Wallenta , Wolfgang

Katholische Konfessionalisierung in Augsburg 1548 – 1648

▪Wellmann, Janina

Die Encyclopédie und ihre Bilder. Zur Konstitution und Vermittlung von Wissen in Text und Bild

▪Dauser, Regina

Kommunikation und Inforamtinsvermittlung im 16. jahrhundert – am Beispiel der Briefe des Hans Fugger (1531-1598)

▪Nürnberger, Kai

Politische Propaganda bei Wilhelm III. von England

▪Lösel, Regina

Texte und Textilien als Informationsträger in der Frühen Neuzeit

Projekte am Institut für Europäische Kulturgeschichte

Jacob Balde (gefördert aus Mitteln der Fritz Thyssen Stiftung)

Veronika Lukas (Bearbeiterin)

Assoziierte Projekte am Institut für Europäische Kulturgeschichte

Konrad Peutinger: Rekonstruktion, Erschließung und Analyse der humanistischen Bibliothek (Transkription und Beschreibung der Bibliothekskataloge) (assoziiertes DFG-Projekt)

Dr. Hans-Jörg Künast, Augsburg (Bearbeiter)

Dr. Helmut Zäh, Augsburg (Bearbeiter)

Kontakt: Staats- und Stadtbibliothek, Tel.: 324-2734

Die Integration des Ostseeraums in das Alte Reich (1550-1806)

(assoziiertes VW-Projekt)

Das Projekt wurde im Jahr 2000 abgeschlossen: Der Sammelband *Die Integration des südlichen Ostseeraumes in das Alte Reich*. Hg. von Nils Jörn u. Michael North (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 35), Köln u.a. 2000 faßt die Forschungsergebnisse zusammen (s.a. die Rezension in dieser Ausgabe).

„Die Verbreitung archäologischer Kenntnisse in deutscher Sprache im 18. Jahrhundert“

Projektmittel erfolgreich eingeworben

Prof. Dr. Valentin Kockel, Inhaber der Professur für Klassische Archäologie an der Universität Augsburg, konnte bei der Fritz-Thyssen-Stiftung Mittel für sein Forschungsprojekt „Die Verbreitung archäologischer Kenntnisse in deutscher Sprache im 18. Jahrhundert“ einwerben, die die Beschäftigung eines Projektmitarbeiters für ein Jahr erlauben. Kockels Forschungsvorhaben zielt auf einen inhaltlichen Vergleich der ersten umfangreichen Werke des 18. Jahrhunderts über antike Denkmäler, die in englischer, französischer und italienischer Sprache verfaßt wurden, mit den in der Augsburger Oettingen-Wallersteinschen Bibliothek vorhandenen deutschen Übersetzungen. Nach ersten Stichproben entsprechen diese inhaltlich und qualitativ nicht den Originalen, so daß sich die Frage erhebt, welchen Markt diese Nachdrucke erreichen wollten. Angesichts der umfangreichen, einschlägi-

gen Bestände in der Oettingen-Wallersteinschen Bibliothek und der Augsburger Staats- und Stadtbibliothek sowie der Tatsache, daß die Rezeption von Wissen über die Antike und ihre Monumente im 18. Jahrhundert bislang zu den noch kaum untersuchten Forschungsfeldern, ist es um so erfreulicher, daß die Fritz-Thyssen-Stiftung dieses Projekt mit ihren Mitteln unterstützt.

AKTUELLE FORSCHUNG

Forschungs- und Promotionsprojekte im Graduiertenkolleg

In dieser Rubrik bietet sich den Stipendiatinnen und Stipendiaten des Graduiertenkollegs die Möglichkeit, sich selbst und ihr Projekt vorzustellen. Die Abfolge dieser Präsentationen orientiert sich an den im Graduiertenkolleg zur Untersuchung vorgesehenen Wissensfeldern und der jeweiligen Zuordnung der einzelnen Forschungsprojekte. Was in den unterschiedlichen Feldern erforscht werden soll, ist bekanntermaßen die Speicherung und Verarbeitung von kirchlich-herrschaftlich-wirtschaftlichem, von historischem, von alltagsweltlich-ökonomisch-gesellschaftlichem, von politischem, von lehrförmigem sowie ästhetischem Wissen.

Politisches Feld

Der Augsburger Späthumanist Marx Welser d.J. (1558-1614)

Magnus Ulrich Ferber



Zur Person

Geb. am 30. Oktober 1975 in Bobingen. 1995 – 2000 Studium der Mittleren und Neueren Geschichte, Politikwissenschaft und Philosophie an der Universität Passau.

Seit 1. Januar 2001 Stipendiat des Graduiertenkollegs unter der Betreuung von Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber.

Projekt

Mit der wirtschaftlichen Spätblüte der freien Reichsstadt Augsburg um die Jahrhundertwende vom 16. zum 17. Jahrhundert erreichten auch die kulturellen Bemühungen der Stadt und ihrer Bürger ein beachtliches Niveau. Abzulesen ist dies zum einen in architektonischer Hinsicht an den Renaissance-Bauten eines Elias Holl oder den Prachtbrunnen entlang der heutigen Maximilianstraße. Daneben gab es allerdings auch Bemühungen, sich in der gelehrten Welt Europas einen Namen zu machen: Zu nennen wären dabei

z.B. die philologischen Bemühungen der Augsburger Jesuiten und des protestantischen Stadtbibliothekars David Hoeschel.

Dabei ist auffallend, daß all diese Aktivitäten offenbar in einer Person ihren Mittelpunkt gefunden haben, nämlich um den Stadtpfleger Marx Welser d.J. (1558-1614), dessen Bedeutung zwar in vielerlei Hinsicht in der bisherigen Forschung immer wieder betont wurde, zu dem aber eine historische Gesamtdarstellung bislang fehlt. Diese Lücke soll durch meine Dissertation geschlossen werden. Dabei ist zu beachten, daß Welser in dreierlei Hinsicht eine beachtenswerte Persönlichkeit darstellt: Welser ist als Stadtpfleger Politiker, als Mitglied seiner Familie zumindest nominell Unternehmer, aber vor allem aufgrund seiner Bildung Gelehrter.

Für die Thematik des Graduiertenkollegs „Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur“ sind dabei fünf Aspekte des Wirkens Welsers von Interesse:

Da Welser aufgrund seiner Abstammung von der gleichnamigen großen Handelsfamilie über beträchtliche Geldmittel verfügte, konnte er sich als Mäzen für wissenschaftliche Projekte betätigen. Dies tat er vor allem durch Unterstützung des von ihm und Hoeschel ins Leben gerufenen Verlags *Ad insigne Pinus*, der auf hohem drucktechnischen Niveau die Forschungen der Augsburger Späthumanisten veröffentlichte.

Zweitens beteiligte sich Welser selbst durch philologische Editionen am Verlagsprogramm und gewährleistete die Zusammenarbeit der konfessionell gespaltenen Forschergruppen an einzelnen Veröffentlichungen. Am Beispiel der Späthumanisten läßt sich so zeigen, daß das Verhältnis der beiden Konfessionsgruppen in Augsburg seit der Beilegung des Kalenderstreits entspannt war. Im Pinus-Verlag treten nicht nur protestantische wie katholische Autoren nebeneinander auf, sondern sie arbeiteten auch bei einigen Projekten zusammen.

Des weiteren arbeitete Welser als Historiker und prägte mit seinen *Rerum Augustanarum Vindelicarum libri octo* (1594 in Venedig bei Aldo Manuzio erschienen) das historische Selbstverständnis der Reichsstadt. Aufgrund dieses Werkes wurde Welser zum bayerischen Hofhistoriographen berufen. Anhand des überlieferten Briefwechsels mit Herzog Maximilian I. und seiner Beamten läßt sich sehr gut rekonstruieren, wie Welser als Historiker gearbeitet hat. Dabei fällt zum einen seine weitläufige Kenntnisnahme der Quellen auf, zum anderen aber auch, daß Welser als Repräsentant für die Emanzipation der Geschichtswissenschaft aus seiner theologischen oder

rein rhetorischen Umklammerung aufgrund seiner Erfahrungen als Editor philologischer Werke die Methode der Quellenkritik in seine Arbeit mit einband.

So dürfte es auch nicht überraschen, daß Welser über eine bedeutende Bibliothek mit einem Bestand von mehr als 2000 Werken verfügte, die zwar nach seinem Tod in die Augsburger Stadtbibliothek integriert wurde, die aber nach dem Übergang der Stadt an das Königreich Bayern auseinandergerissen und teilweise nach München überführt wurde. Grund dafür dürfte die hohe Anzahl fremdsprachiger Titel in den Beständen Welsers gewesen sein, da er in seiner Jugend ausgedehnte Bildungsreisen nach Frankreich und Italien unternommen hatte und so Verbindungen zum dortigen Buchmarkt aufrechterhalten hatte. Da die Bücher aus allen möglichen Wissensgebieten stammen, bietet die Welserbibliothek ein Beispiel dafür, welches Wissen in welcher Form zur damaligen Zeit aufbewahrt wurde.

Der letzte Bereich, der mit den Fragen des gelehrten Wissensaustausches in Europa zusammenhängt, ist das weitverzweigte Netz des Briefwechsels Welsers mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit. Zu nennen sind dabei etwa der niederländische Philosoph Justus Lipsius, die Philologen Joseph Scaliger und Isaac Casaubon oder auch der Naturforscher Galileo Galilei. Dabei fällt auf, daß Welser, obwohl selbst gläubiger Katholik, seine gelehrten Verbindungen unabhängig der Konfession gestaltete und daß diese Kontakte ziemlich eng waren: So ist Welser der wichtigste Briefpartner Lipsius' in Deutschland, an Scaliger schrieb Welser sogar mehr als 50 Briefe und Galilei veröffentlichte seine Beobachtung der Sonnenflecken in einem Brief an Welser. Es steht daher zu vermuten, daß Augsburg aufgrund seiner weltweiten Verbindungen, seines eigenen Bildungsniveaus und vielleicht auch gerade wegen seiner bikonfessionellen Verfassung einen nicht zu unterschätzenden Knotenpunkt im Netzwerk der europäischen Gelehrten – in der damals so genannten *res publica litteraria* – darstellt.

Die Darstellung dieser Aspekte in der Zusammenschau, verbunden mit Welsers Aktivitäten als Stadtpolitiker und seine Einbindung in die Firma der Familie, die mit seinem Tod in Konkurs geriet, soll eine bedeutende Persönlichkeit der Lokalgeschichte erfassen und gleichzeitig ein Beispiel darstellen für die Informationskultur unter den Gelehrten des europäischen Späthumanismus.

Memoriales Feld

Jubiläumsliteratur und memoriale Kultur in süddeutschen Klöstern und Fürstbistümern

Ralph Schuller



Zur Person

Geb. am 10.03.1968 in Eichstätt. Studium der Geschichte der Frühen Neuzeit, Mittelalterlichen Geschichte und Kunstgeschichte in Augsburg und München.

Seit 1. Januar 2001 Stipendiat des Graduiertenkollegs unter der Betreuung von Prof. Dr. Johannes Burkhardt.

Projekt

Für die historische Gedächtniskultur Europas hat die Begehung von Jubiläen große Bedeutung. Ausgehend von den päpstlichen Jubeljahren erfolgte in der Frühen Neuzeit die Ausgestaltung memorialer Kultur in Verbindung mit einer zunehmenden Differenzierung und Verdichtung der Jubiläumsanlässe. Bereits wenige Jahrzehnte nach ersten Universitätsjubiläen und der reformatorische Jubiläumskultur begründenden ersten Säkularfeier des Thesenanschlags fanden in süddeutschen Klöstern und Fürstbistümern Jubelfeiern statt, die im ausgehenden 17. Jahrhundert und im 18. Jahrhundert in hoher Zahl und mit großer Prachtentfaltung begangen wurden.

Anlässe für Jubiläen waren vor allem die Gründung eines Klosters oder Fürstbistums, der Erhalt von Reliquien oder die Begründung einer Wallfahrt. Zur Vorbereitung einer Jubelfeier konnten Baumaßnahmen wie die Barockisierung der Klosterkirche, die Erlangung des päpstlichen Jubiläumsablasses, die Ausstattung der Kirche mit einer Festdekoration oder die Errichtung von Triumphpforten gehören. Das Festrepertoire variierte von der einfachen Tagesfeier mit Festpredigt und Hochamt über das dreitägige Jubelfest bis hin zur Hochform einer glanzvollen achttägigen Säkularfeier, deren Höhepunkte die Festprozession und Theateraufführungen waren. Die Solemnität konnte dabei durch ein persönliches Jubiläum des Abtes, die

Einweihung der Klosterkirche oder die Translation von Katakombenheiligen erhöht werden.

Die Jubiläen der Klöster und Fürstbistümer stellten fast immer ein Medienereignis dar, das oft von mehreren Publikationen geprägt wurde. Das häufigste Werk war dabei der Festbericht, der die Ereignisse des Jubelfestes in einer unvergänglichen Form festhielt.

Sehr früh bildete sich hier eine feststehende Gattung, die immer die Beschreibung der Jubelfeier mit dem Abdruck der Festpredigten verband. Die Festberichte dokumentierten die Vorbereitungen und den Ablauf der Jubiläumsfeier, die teilnehmenden Personen und Personengruppen, das gesprochene Wort der Predigten und in beschreibender Weise das Erscheinungsbild der Festdekorationen. Gründungsjubiläen initiierten historiographische Werke. Diese hatten engen Bezug zu dem Jubiläum, denn sie verdeutlichten den Anlaß des Jubelfestes, nämlich die Gründung und die viele Jahrhunderte überspannende Kloster- bzw. Diözesangeschichte. Außerdem erschienen Periochen zu den Festopern sowie Werke hagiographen Charakters. Der Medieneinsatz beschränkte sich nicht allein auf das gedruckte Wort. Kupferstiche konnten die Publikationen mit der Wiedergabe der Festprozession, der Triumphporten, von Reliquien oder einer Klosteransicht illustrieren.

Bisher gibt es keine umfassende Darstellung der klösterlichen Jubiläen. Für mein Projekt ergeben sich mehrere Fragekomplexe. So ist die Genese und Wandlung des Säkularfeiern und der jubikatorischen Gattungen im Kontext der barocken Festkultur zu untersuchen. Eine wichtige Frage stellt sich bei jedem Jubiläum nach dem Verhältnis zur Vergangenheit. Welche Bedeutung hatte dabei die Gliederung der Zeit in Jahrhunderte? Welche Rolle spielte das – möglichst frühe – Gründungsjahr und die heilsgeschichtliche Interpretation der eigenen Geschichte? Von Bedeutung ist die konfessionelle Auseinandersetzung? Schließlich sollen herrschaftspolitische Intentionen bei der Jubiläumsbegehung und die Selbstbehauptung gegenüber Säkularisierungsabsichten und der aufgeklärten Klosterkritik, der die Jubiläumspublizistik mit einer utilitären Leistungsbilanz gegenübertrat, betrachtet werden.

Kommunikation und Informationsvermittlung im 16. Jahrhundert – am Beispiel der Briefe des Hans Fugger (1531-1598)

Regina Dauser



Zur Person

Geb. 1974 in Nördlingen

Dezember 1999 Erstes Staatsexamen in der Fächerkombination Deutsch, Geschichte für das Lehramt an Gymnasien an der Universität Augsburg

März 2000 – März 2001 Mitarbeit an der Schlußredaktion der DFG-geförderten Edition „*Ich bin doch in Vertrawen bericht worden...*“. *Die Kopierbücher Hans Fuggers* (im Auftrag der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Fuggerschen Stiftungen)

Seit September 2000 Stipendiatin der Universität Augsburg; Kollegiatin des Graduiertenkollegs

Projekt

Quellenbasis für das Promotionsprojekt sind die rund 4700 durch Kopierbücher überlieferten Briefe (1566-1594) des Hans Fugger. Die hervorragende Überlieferungslage verbindet sich mit einer großen thematischen Breite der Briefe, die an Adressaten der verschiedensten ständischen Gruppierungen in nahezu ganz Europa gingen. Schon die Anzahl der Briefe weist darauf hin, daß ein regelmäßiger Austausch von Informationen ohne das Medium Brief im 16. Jahrhundert auf die Dauer noch undenkbar war. Fuggers Briefe lassen die enorme Vielfalt von Informationen aufscheinen, die der Brief transportierte, vereinen sie doch eine Fülle von Mitteilungen privater, ökonomischer, (konfessions-)politischer, aber auch naturwissenschaftlicher und kunsthistorischer Natur.

Hans Fugger erhielt und vermittelte europaweit aktuelle Informationen, so besonders im Nachrichtensektor. Auch für andere Themenbereiche besorgte Fugger die Distribution von Informationen, gab Mitteilungen aber nicht nur weiter, sondern agierte auch selbst als ‘Produzent’ von Informationen. In der Person Hans Fuggers nimmt somit auch Augsburg als damals bedeuten-

des Informationszentrum des Reichs Gestalt an, wird am konkreten Beispiel erfaßbar und erklärbar. Besonders interessieren in diesem Zusammenhang natürlich Mitteilungen, die nicht nur routinemäßige Geschäftsvorgänge oder Arbeitsaufträge betreffen, sondern eine überindividuelle Bedeutung haben oder über den Augenblick hinaus den Entscheidungsrahmen ihrer Rezipienten als neue Wissensbasis beeinflussen können und als solche geschätzt werden. Was die Quelle demnach bietet, ist der Ausschnitt eines Kommunikationsnetzes, präsentiert aus der Perspektive Hans Fuggers. Aufbau, Funktionsweise, Inhalte und Effizienz des Netzes sollen im Rahmen dieses Projekts untersucht werden – mit dem Ziel, anhand dieses Fallbeispiels zur adäquaten Beurteilung der Leistungsfähigkeit des Mediums Brief und des Briefwechsels einer einzelnen Person im Rahmen der frühneuzeitlichen Informationskultur beizutragen.

Die ‘Knotenpunkte’ des Kommunikationsnetzes sind also Hans Fugger und seine Adressaten – sie bestimmen mit ihrer Interaktion und ihren individuellen Voraussetzungen dessen strukturelle Morphologie. Neben einer quantitativen Gewichtung der behandelten Themenbereiche, die zunächst einmal in die zeitgenössischen Wissensfelder und Gebrauchszusammenhänge eingeordnet werden müssen, interessiert vor allem die Ausgestaltung der Kommunikationsbeziehungen zu den Korrespondenzpartnern. Von Belang sind u.a. Entstehung, Dauer und Häufigkeit des Briefkontakts sowie die Art und Anzahl der Informationen, für die jedes Netzmitglied in divergierendem Ausmaß als Sender, Vermittler oder Empfänger fungiert und damit in unterschiedlicher Weise vom Austausch mit Fugger profitiert. Unter Zuhilfenahme gesammelter biographischer Grunddaten der Korrespondenzpartner soll auch eine ständische, geographische, tätigkeits- und geschlechtsspezifische Differenzierung von Informationsangebot und -bedürfnis Hans Fuggers und seiner Adressaten versucht werden.

Der inhaltlichen Seite einer Mitteilung widmet sich die qualitative Bewertung der Informationen. Die Überprüfung v.a. der politischen und ökonomischen Nachrichten auf ihre historische Richtigkeit hin erlaubt eine differenzierte Antwort auf die Frage nach den Möglichkeiten, über mitunter erhebliche räumliche Distanzen hinweg an sichere Meldungen zu gelangen, die als Basis für eigenes Handeln dienen sollten. Damit steht die qualitative Analyse in direktem Zusammenhang mit der Leistungsfähigkeit des Netzes. Die Leistungs-Intention der Korrespondenzteilnehmer zu ergründen, ist Ziel der Untersuchung der Darstellungsweise von Informationen – da Äußerungen der Adressaten nur mittelbar aus Hans Fuggers Briefen zu erschließen

sind, steht Fugger selbst und damit auch zum guten Teil sein Selbstverständnis als Briefschreiber im Vordergrund. Beschränkt er sich also auf eine kommentarlose Weiterleitung von Fakten oder befördert er mit individuellen Bewertungen des berichteten Geschehens bzw. mit der Auswahl von Information ein bestimmtes Vorverständnis und damit den Prozeß der Meinungsbildung?

Nicht zuletzt sollen auch die spezifischen Voraussetzungen des Briefs als Informationsmedium ausgelotet werden. In dieser Hinsicht bietet sich der Bezug auf andere Medien wie die *Newe Zeitung* oder die ersten Wochenzeitungen *Aviso* und *Relation* aus dem frühen 17. Jahrhundert an, um eine Standortbestimmung des Briefs – etwa als Vorläufer oder Alternative – vornehmen zu können. Eine wesentliche Rolle für die Effizienz des schriftlichen Austauschs spielt das Transportmittel Post. Durch Beförderungsdauer, Verletzung des Briefgeheimnisses, unpassierbare Strecken oder Postraub waren der Kommunikation gewisse Schranken gesetzt, und die Finanzierungs Krise, in der sich die von den Taxis organisierte Ordinari-Post seit den 1560ern befand, bedeutete noch häufigere Verzögerungen. Aus den Fuggerbriefen ist über die Erschließung der jeweiligen Kommunikationshindernisse, der benutzten (sonstigen) Beförderungssysteme und der Transportzeiten detaillierter Aufschluß zu erwarten über die technischen Aspekte der Beförderung, aber auch über die tatsächlichen Auswirkungen der Post-Krise. Denn Hans Fugger war nicht nur Nutzer der Post, sondern er bemühte sich zusammen mit seinem Bruder Marx und Maximilian Iلسung seit 1578 auch um die Reorganisation der Ordinari – als von Rudolf II. ernannter und im Dienste der ‚Postreformation‘ tätiger kaiserlicher Postkommissar.

Traumdeutung von der Antike bis zur modernen Schlafforschung

Von Beat Näf

Das Interesse von Historikern an Träumen ist nichts Neues. Schon Herodot, der Vater der Geschichtsschreibung, berichtet in seinem Werk von achtzehn Träumen, vor allem von Königen, die in der Regel von diesen selbst gedeutet werden, in drei Fällen aber von Traumdeutern. Nun läßt sich zu Recht einwenden, die Geschichtsschreibung habe sich seit Herodot doch wesentlich entwickelt. Bei allem heutigen Interesse für herodoteische Themen – wie z.B. die Kulturgeschichte – habe sie sich methodisch entwickelt und sei in der Lage, sehr viel präziser mit Quellen umzugehen. Bekanntlich ist Herodot schon in der Antike wegen seiner Lust zu fabulieren, kritisiert worden. Wenn Plutarch ein halbes Jahrtausend später in einer Schrift über die Boshaftigkeit des Herodot dem Historiker vorwirft, zu lügen, so haben ihn aber nicht die Traumerzählungen gestört, vielmehr ergänzt er gar einen Traum, den Herodot zu erzählen vergessen hat.¹ Gehen wir noch einmal zwei Jahrtausende weiter zu den Historikern des 19. und 20. Jahrhunderts, so finden wir bei ihnen sehr unterschiedliche Umgangsweisen mit den herodoteischen Traumerzählungen. In jüngster Zeit sind herodoteische Gestaltungsprinzipien von Traumerzählungen herausgearbeitet worden.² Daß sich Historiker auch im 20. Jahrhundert noch immer mit Traumberichten beschäftigen, mag diese Bemerkung illustrieren.³

Aber offensichtlich geht es bei diesem Beispiel nur am Rande um die Träume als psychologisches Phänomen. Auch die religiösen Aspekte stehen im Hintergrund. Wir leben nicht mehr in der Zeit Herodots oder Plutarchs, als man an die Vorzeichenbedeutung von Träumen glaubte. Überhaupt gibt es heute unzählige Spezialisten für Schlaf und Traum, die sehr viel mehr über sie zu sagen wissen als Historiker.

⁴Dennoch kann der Historiker, und gerade der Historiker des Altertums, einige interessante Bemerkungen zum Umgang mit Träumen machen, weil Träume gedeutet werden, seit es Menschen gibt. Aus dem Vergleich der Deutungen von Träumen durch die Zeiten wird die Grundkonstellation

¹ Plut. Mor. (De Her. malign.) 865 E-F.

² R. Bichler: „Die 'Reichsträume' bei Herodot. Eine Studie zu Herodots schöpferischer Leistung und ihre quellenkritische Konsequenz“, in: Chiron 15 (1985) 121-143.

³ Unter den Althistorikern etwa Gregor Weber: Kaiser, Träume und Visionen in Prinzipat und Spätantike, Historia Einzelschriften 143, Stuttgart 2000.

beim Deuten der Träume sehr deutlich. Was geträumt worden ist, wissen wir nicht. Wohl aber besitzen wir unzählige Berichte von Träumen. Menschen als sozial handelnde Wesen sind auf Kommunikation bedacht und haben ihren Träumen sprachliche Strukturen gegeben, wie sie zu bestimmten Zeiten und unter bestimmten Bedingungen üblich sind. Diese Traumnarrative wirken anders als Berichte beispielsweise über alltägliches Geschehen. Wo auch immer sie uns entgegenkommen, sie wirken als etwas Besonderes. Vielleicht sind sie bizarr und entsprechen nicht dem, was sich im Alltag ereignen würde. In literarischen Texten heben sie sich deutlich von der übrigen Erzählung ab. Diese Besonderheit des Traumnarrativs fordert zur Deutung des Inhalts auf. Sie ist aber auch schon ein erster Schritt der Deutung des Geträumten. Es wird uns bedeutet, was geträumt worden ist bzw. was geträumt worden sei. Der Prozeß der Deutung ist dabei freilich kaum je abgeschlossen. Wenn Träume erzählt werden, und erst recht, wenn sie als Texte fixiert werden, so ist diesen Texten der Charakter eigen, weitere Deutungen zu ermöglichen, ja zu Deutungen aufzurufen und solche zu bewirken.

Der Arbeit bei der Deutung von Traumerzählungen haben sich seit jeher Menschen angenommen, welche besser deuten konnten, als es sich der Durchschnitt zutraute und unternommen hat. Ich möchte sie als Traumdeutungs-Eliten bezeichnen. Sie deuten Träume, weil sie sich zutrauen, Träume zu deuten, und andere überzeugt sind, sie würden das besonders gut können. Wenn ich von Eliten spreche, so möchte ich damit keineswegs sagen, daß wir es mit Eliten schlechthin zu tun hätten. Die Meister der Traumdeutung gehören insbesondere nicht unbedingt zu den sozialen Eliten. Ihr Können, ihr Ansehen, ihre Autorität und ihre Stellung in der Gesellschaft können in einer prominenten sozialen Position Parallelen besitzen, sie müssen es aber nicht.

Im 20. Jahrhundert gehören Schlafforscher, Ärzte, Psychologen, Therapeuten, Literaturwissenschaftler, Theologen, aber auch manche Anhänger okkulten Praktiken, Prediger und Swamis wahrscheinlich meist zu den sozial besser Gestellten, jedenfalls dann, wenn sie es geschafft haben, sich in ihrem Gebiet nach einer langen Ausbildung zu behaupten. Doch es ist nicht primär ihre soziale Stellung, welche sie dazu befähigt, Träume besser zu analysieren und zu deuten als andere Menschen, sondern ihr Wissen und Können, kurz ihre Meisterschaft.

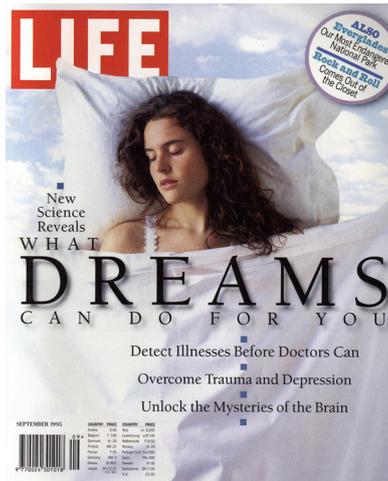


Abb. 1: Life Special anlässlich der 12. Jahreskonferenz der Association for the Study of Dreams in New York, 1995 (Titelblatt Life).

Diese Meisterschaft ist eine Meisterschaft in der Zeit. Jede Epoche hat ihre Traumdeutungseliten. Gewiß haben wir im 20. Jh. ein Jahrhundert des Deutens erlebt wie kaum je zuvor. Gerade im Bereiche der Wissenschaften spielt die Interpretation eine zentrale Rolle. Denn in Fortsetzung des Siegeszuges der Wissenschaften, welche überlieferte Weltverständnisse wiederholt aufgelöst hatten, sind die Wissenschaften selbst in Frage gestellt worden, weniger aus konservativer Gegenreaktion heraus als vielmehr durch ihr übermäßiges Wachstum, das sie nur noch Spezialisten in Teilbereichen vernünftig erscheinen läßt, und oft nicht einmal mehr ihnen. Die Wissenschaften in Frage gestellt haben sodann direkte Angriffe auf ihre methodischen und theoretischen Grundfesten. Weil die Ergebnisse der Wissenschaften nicht mehr verständlich erscheinen, sind wir mehr denn je auf Deutung angewiesen. Mantik erscheint manchen als die Hermeneutik unserer Zeit.

Freilich will ich nun im folgenden mein Thema nicht so weit ausdehnen, daß ich die Geschichte der Wissenschaft überhaupt behandeln würde. Ich bleibe bei einigen der großen Traumdeuter, die allerdings im 20. Jahrhundert nicht nur als Deuter von Träumen gewirkt haben, sondern weit über diesen Bereich hinaus anregend gewesen sind –, wohl eben deshalb, weil so viele der Auffassung sind, Wissenschaft sei ohne Mantik nicht mehr zu verstehen. Vor allem geht es dabei um Sigmund Freud, den Begründer der Psychoanalyse, der von heute aus gesehen der Traumforschung die wirkungsreichsten Impulse gegeben hat und zugleich in einer durch humanistische Bildung geprägten Welt lebte, von der wir heute manchmal etwas zu sehr geneigt sind anzunehmen, sie stelle eine direkte Verbindung zur Antike dar.

Die Meister der Traumdeutung sind Kinder ihrer Zeit. Sie sind aber ebenso Meister der Traumdeutung über die Zeiten hinweg. Wie Träume erzählt und gedeutet werden, ist nicht nur das Ergebnis eines Momentes. Menschen haben eine lange Geschichte. Die Art und Weise wie sie denken, fühlen, sprechen und handeln, hängt von kulturellen Prägungen ab. Die Meister der Traumdeutung sind sich dessen sehr wohl bewußt gewesen und haben die Geschichte der Traumdeutung, wie sie der Gegenstand meiner Ausführungen ist, denn auch gerne behandelt, ja aus ihnen wesentliche Impulse für ihre Deutungstätigkeit bezogen. Hier interessiert mich vor allem das Verhältnis zur antiken Traumdeutung: Es geht also um Fragen der Rezeption der antiken Traumdeutung, ein Prozeß, den ich zurück bis ins Altertum selbst versuchen werde zu skizzieren, wobei Vollständigkeit natürlich nicht möglich ist.

I.

Darstellungen der modernen Schlafforschung rücken immer wieder das Jahr 1953 in den Mittelpunkt: Damals gelangen dem Doktoranden Eugene Aserinsky im Labor seines Professors Nathaniel Kleitman grundlegende Beobachtungen, welche es ermöglichten, zwei unterschiedliche Arten von Schlaf zu unterscheiden. Bei der einen davon verzeichneten die Forscher insbesondere schnelle, lebhaftere Augenbewegungen. Sie stellten fest, daß dieser Rapid-Eye-Movement-Schlaf (abgekürzt: REM-Schlaf) im Verlaufe einer Nacht relativ regelmäßig im Abstand von 90 bis 100 Minuten und jeweils für eine Dauer von 10 bis 30 Minuten auftrat.⁵

Doch nicht nur diese Entdeckung wird in forschungsgeschichtlichen Skizzen so gut wie immer erwähnt; ebenso finden sich zumeist einige Hinweise auf die antiken Vorläufer, auf die griechische Mythologie etwa mit ihren Darstellungen von Hypnos und Somnus, den Göttern und Personifikationen des Schlafes, auf den Dichter Homer, auf Platon, auf die Beobachtungen des Aristoteles und das medizinische Wissen Galens.⁶

Der Aufschwung der modernen Schlafforschung führte zu einer viel stärkeren Gewichtung empirisch gewonnener Daten von Augenbewegungen,

⁵ E. Aserinsky, N. Kleitman: „Regularly occurring periods of eye motility, and concomitant phenomena, during sleep“, in: Science 118 (1953) 273-274.

⁶ So die Bände in der Reihe C.H. Beck Wissen in der Beck'schen Reihe: Wolfgang Mertens: Traum und Traumdeutung, München 1999, 9f.; J. Röschke, K. Mann: Schlaf und Schlafstörungen, München 1998, 11f..

Hirnaktionsströmen, Muskelspannungen sowie des Schlafverhaltens generell. Es ergab sich damit eine Abwendung vom psychoanalytischen Interesse für Traumerzählungen, das in der ersten Hälfte des Jahrhunderts so stark gewesen war.

Dazu kam, daß bis heute recht häufig Kritik an Freud vorgetragen worden ist. Das Interesse für die Traumerzählungen hat sich deshalb von Richtungen, welche Freud gewiesen hat, wegbewegt. Ich erwähne nur Michel Foucault, der in den 50er Jahren seine erste Buchveröffentlichung vorbereitete: *Maladie mentale et personnalité*, eine Schrift, in welcher er die Psychiatrie auf ihr Krankheitsverständnis hin befragt und kritisiert. In der Folge hat Foucault der Analyse des antiken Traumdeuters Artemidor in seiner *Histoire de la sexualité* einen längeren Abschnitt gewidmet.⁷ Foucault kritisierte 1954 in der Einleitung zu einer französischen Übersetzung von Ludwig Binswangers Aufsatz *Traum und Existenz* die Psychoanalyse Freuds, die dem Träumen zwar ihre psychologische, nicht aber ihre epistemologische Bedeutung zuerkannt habe, und er fühlt sich hier Binswanger verwandter als Freud, wiewohl er sich auch von Binswanger entfernt. Auch in den alten Kulturen habe man – wie dann insbesondere in der Romantik – den Träumen sehr viel eher das gegeben, was ihnen zustehe.⁸

Wir werden im folgenden sehen, daß Freud mit der Antike in der Tat nicht ganz so viel anzufangen wußte, wie häufig angenommen worden ist, aber dennoch ist zunächst festzuhalten, daß Freud trotzdem die Beschäftigung mit dem Traum im Altertum vielfach angeregt hat. Es wäre lockend, die Rezeption Freuds in den Altertumswissenschaften darzustellen, aber da es sich um einen komplexen Prozeß handelt, in welchem auch sich überschneidende Einflüsse aus Anthropologie, Ethnologie, Gender Studies, Religionsgeschichte oder Semiotik erwähnt werden müßten, ist an eine Behandlung des Themas hier nicht zu denken.⁹

⁷ M. Foucault: *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 3, *Die Sorge um sich*, übers. v. U. Raulff u. W. Seitter, 2. Aufl., Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 718, Frankfurt a.M. 1991 (franz. Ausgabe Paris 1984), 7-51.

⁸ L. Binswanger: *Traum und Existenz*. Einleitung von Michel Foucault, Übers. u. Nachwort v. W. Seitter, Bern, Berlin 1992 (Binswangers Text: 1030; 1947).

⁹ Vgl. u.a. E.R. Dodds: *The Greeks and the Irrational*, Sather Lectures 25, Berkeley, Los Angeles, London 1951 (dt. 1970); G. Devereux: *Träume in der griechischen Tragödie*. Eine ethnopsychologische Untersuchung, Suhrkamp-TB Wissenschaft 536, 1985 (engl. 1976); Ch. Walde: „Antike Traumerzählungen und psychoanalytische Literaturinterpretation“, in: *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis* 9.1 (1994) 67-82; M. Bonicatti: *I sogni letterari nella cultura classica: un'interpretazione freudiana*, *Il pensiero storico* 83, Firenze 1996; J. Winkler: *Der gefesselte Eros*. Sexu-

II.

Obwohl eine der Wirkungen Freuds darin besteht, das Interesse an antiken Deutungen und Deutungsverfahren von Träumen belebt zu haben, ist sein Werk letztlich eine Abwendung von Traditionen der Anknüpfung an das Altertum.¹⁰ In seinem epochalen Werk *Traumdeutung* vertritt er zwar die Auffassung: „Ein Nachklang der urzeitlichen Auffassung des Traumes liegt offenbar der Traumschätzung bei den Völkern des klassischen Altertums zugrunde.“¹¹ Schon die Formulierung „Nachklang“ bedeutet eine forschungsgeschichtlich neue Relativierung der bisher unbestrittenen antiken Wertschätzung des Traumes. Immerhin gesteht Freud zu, die Antike habe diese Wertschätzung den Wissenschaften seiner eigenen Gegenwart voraus. Die Bedeutung des Traumes sei in seiner Zeit nicht erkannt, das Verständnis des Traumes kaum entwickelt. Doch allzuviel traut Freud den aus dem Altertum überlieferten Texten doch nicht zu: „Das wissenschaftliche Verständnis des Traumes ist nämlich trotz mehrtausendjähriger Bemühung sehr wenig weit gediehen“ (29).

Die Verweise auf all das, was aus dem Altertum überliefert ist, bleiben in der *Traumdeutung* Freuds gesamthaft gesehen nicht sonderlich umfangreich. Die prominenten und berühmten Stellen sollten uns darüber nicht hinwegtäuschen. Zu ihnen zählt insbesondere Freuds Deutung des Ödipusstoffes, mit dem er schon in seiner Schulzeit bekannt geworden war, hatte er doch am Gymnasium für die Reifeprüfung aus Vergil und dem *Oedipus* des Sophokles übersetzt. Im 5. Kapitel seiner *Traumdeutung*, dem Kapitel über „Das Traummaterial und die Traumquellen“, kommt Freud auf die typischen Träume zu sprechen, so die Träume vom Tod teurer Personen. Hier behandelt er das Verhältnis der Kinder zu ihren Eltern. „Verliebtheit gegen den einen, Haß gegen den anderen Teil des Elternpaares“ können dieses Verhältnis stark bestimmen. „Das Altertum“, aber – so Freud – habe „uns zur Unterstützung dieser Erkenntnis einen Sagenstoff überliefert, dessen durchgreifende und allgemeingültige Wirksamkeit nur durch eine ähnliche

alität und Geschlechterverhältnis im antiken Griechenland, München 1997 (engl. 1990).

¹⁰ Sein Verhältnis zur Antike ist nicht unerforscht. Zuletzt: „Meine ... alten und dreckigen Götter“. Aus Sigmund Freuds Sammlung. Ausstellung S. Freud-Museum 18.11.1998–17.2.1999, hrsg. v. L. Martinelli, Frankfurt a.M. 1998.

¹¹ I, 30. Zitiert wird, jeweils mit Kapitel und Seite: Sigmund Freud: Die Traumdeutung, in: Studienausgabe, Bd. 2, 10. korr. Aufl., Frankfurt a.M. 1996 (Text d. korr. 7. Aufl.). Meine Ausführungen stützen sich auf B. Näf: „Freuds 'Traumdeutung' – Vorläufer in der Antike“, in: B. Boothe, B. Meier (Hrsg.): Der Traum – 100 Jahre nach Freunds Traumdeutung, Zürich 2000, 59-79.

Allgemeingültigkeit der besprochenen Voraussetzung aus der Kinderpsychologie verständlich wird.“ (V D β, 265) Freud schöpft also aus dem Sagenstoff. Mit den zahlreichen Träumen, welche sich bei Sophokles, in der Tragödie und überhaupt in der altgriechischen Literatur finden, beschäftigt er sich im übrigen kaum. Allein die antiken Hinweise auf den Traum vom Inzestschlaf mit der eigenen Mutter werden zitiert. Die Mutter des Oedipus tröstet ihren Sohn, diesen Traum hätten schon viele Menschen geträumt, ohne daß er etwas bedeutet hätte.¹² Im sechsten Kapitel der „Traumdeutung“ über „Die Traumarbeit“ hat Freud denn auch in späteren Zusätzen weitere antike Oedipus-Träume zitiert, wobei die Liste dennoch nicht vollständig geworden ist.¹³

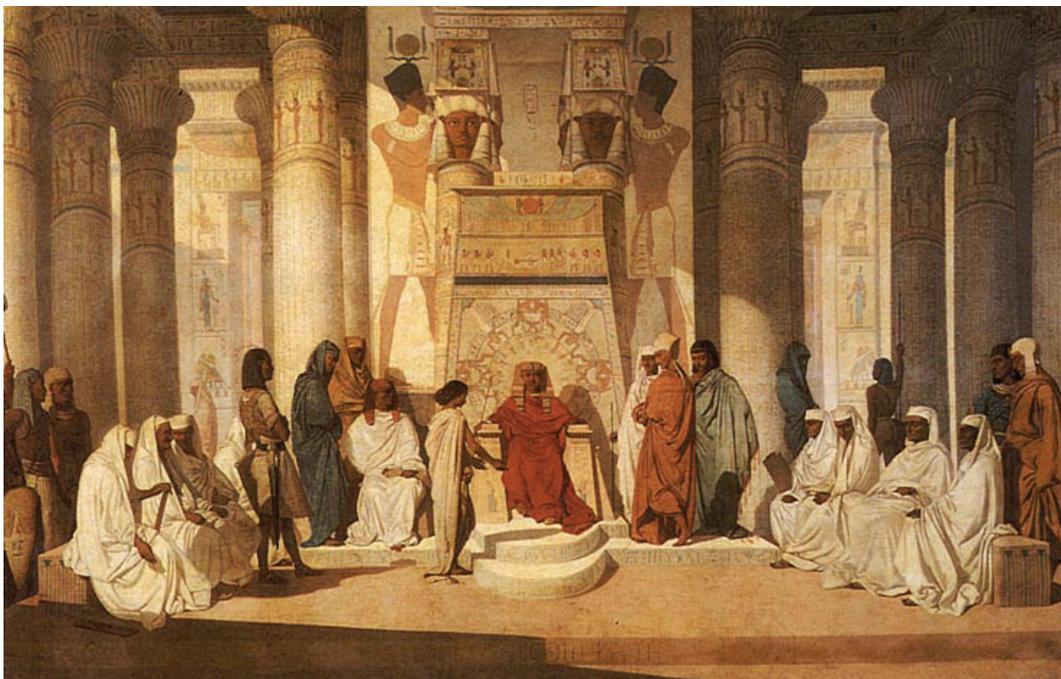


Abb. 2: Der biblische Joseph: ein von Freud behandeltes Exemplum aus der Geschichte der antiken Traumdeutung auf einem Gemälde von Jean Adrien Guignet (1816-1854), Rouen.

¹² Soph. Oid. T. 981-83 zit. V D b, 268.

¹³ VI E 12 „Weitere typische Träume“ (S. 389 Anm. 1): Caesar (nämlich Suet. Caes. 7, 2; vgl. Cass. Dio 41. 24, 2 und anders Plut. Caes. 32, 9); Hdt. 6, 107; Freud zitiert auch ein Orakel bei Livius 1, 56, 10 (kein Traum). Weitere antike Stellen wären: Plat. rep. 9, 571D; Artemid. 1, 79; Paus. 4, 26, 3.



Abb. 3: Der berühmte, von diesem selbst erzählte und gedeutete Traum des Kirchenvaters Hieronymus: die Bestrafung vor dem Richterstuhle Gottes wegen heidnischer Lektüre: ein von Freud nicht berücksichtigtes Exemplum, hier gemalt von Sano di Pietro um 1440, Louvre.

Auch bei anderen wichtigen Traumtypen oder Traumsymbolen argumentiert Freud bei weitem nicht immer mit den überlieferten Traumbeispielen aus dem Altertum. Viel wichtiger sind ihm seine eigenen Träume. Sie bilden erklärterweise die wichtigste Grundlage seines Werkes. So lesen wir in der Vorbemerkung zur ersten Auflage der *Traumdeutung*: „Es wird sich aus der Arbeit selbst ergeben, warum alle in der Literatur erzählten oder von Unbekannten zu sammelnden Träume für meine Zwecke unbrauchbar sein mußten; ich hatte nur die Wahl zwischen den eigenen Träumen und denen meiner in psychoanalytischer Behandlung stehenden Patienten. Die Verwendung des letzteren Materials wurde mir durch den Umstand verwehrt, daß hier die Traumvorgänge einer unerwünschten Komplikation durch die Einmischung neurotischer Charaktere unterlagen.“ Die eigenen Träume stehen also im Vordergrund. Weil diese Träume die Träume eines Kulturmenschen sind, spielen antike und antikisierende Traumzeugnisse eine gewisse Rolle. Freud trennt sich von der antiken und alteuropäischen Tradition des Zitierens von *exempla*-Träumen. Die vielen antiken Beispiele für Zahnreiz- und Fliegenträume (V D γ, 276f.) beispielsweise hat er nicht ausgewertet, weil sie in seinen eigenen Träumen nicht vorkamen. Nur wenn überlieferte *exempla* auch für ihn persönlich zu Traumerfahrungen wurden, werden sie zusammen mit Meinungen antiker Autoren über den Traum zi-

tiert, etwa derjenigen des Hippokrates über den Harnreiztraum¹⁴ oder der von Alexander d. Großen überlieferte Traum von einem auf einem Schilde tanzenden Satyr. Während der Alexander Tyros belagerte, soll dieser Traum gemäß antiker Überlieferung die Einnahme der Stadt angekündigt haben (Sa Tyros = dein ist Tyros).¹⁵

Von besonderem Interesse für uns ist Freuds Verhältnis zu den Analysetechniken der antiken Traumdeuter. In einem vielzitierten Brief an W. Fließ vom 6.8.1899 bezeichnete Freud sein Werk scherzhaft als „ägyptisches Traumbuch“.¹⁶ Eine Formulierung in seiner fünften Vorlesung „Der Traum“ (1915/16) lautet: „Bekennen wir uns nur zum Vorurteil der Alten und des Volkes und treten wir in die Fußstapfen der antiken Traumdeuter.“¹⁷ In der *Traumdeutung* benützt er vor allem die Darstellung von Bernhard Büchsenenschütz: *Traum und Traumdeutung im Altertum* (Berlin 1868); manchmal verweist er auch auf weitere altertumswissenschaftliche Handbücher und Literatur.¹⁸

Aristoteles ist für Freud einer der Autoren, welchem der Traum „bereits Objekt der Psychologie“ geworden sei. In Artemidor erkennt er die „größte Autorität in der Traumdeutung“ „im späteren Altertum“. Trotz dieser Anerkennung für Artemidor hält Freud aber die Traumauffassung der Alten für „vorwissenschaftlich“. In einem Zusatz zu seiner *Traumdeutung* schreibt er: „Die Technik, die ich im folgenden auseinandersetze, weicht von der antiken in dem einen wesentlichen Punkte ab, daß sie dem Träumer selbst die Deutungsarbeit auferlegt. Sie will nicht berücksichtigen, was dem Traumdeuter, sondern was dem Träumer zu dem betreffenden Element des Traumes einfällt.“ (II, 119 Anm. 1) Schon 1900 zeigt Freud, daß Artemidor seine Deutungsarbeit nicht auf das Ganze des Traumes richte, sondern auf jedes Stück des Trauminhalts für sich. Diese Stücke dechiffriere er dann, wobei er anders als in den Volkstraumdeutungsbüchern oder der von Freud

¹⁴ VI E 12, 393. Hippokrates wird auch erwähnt im Zusatz 1914 zu I, 30 Anm. 4 sowie im Zusatz 1914 I C ad 3, 59 Anm. 1.

¹⁵ Zusatz 1911. II, S. 119f. Anm. 2. Zitiert wird die Artemidor-Übersetzung von F.S. Krauss (Artemid. 4, 24; vgl. Plut. Alex. 24,4-9). 1930 zusätzlicher Hinweis auf die engl. Artemidor-Übersetzung von A.A. Brill. Der Traum ist ebenfalls behandelt in der 5. und 15. Vorlesung „Der Traum“ von 1915-16 (Studienausgabe Bd. 1, S. 103 u. 238). Zu den Träumen Alexanders im Kontext zuletzt G. Weber: „Herrscher und Traum in hellenistischer Zeit“, in: Archiv für Kulturgeschichte 81 (1999) 1-33.

¹⁶ S. Freud: Briefe an Wilhelm Fließ 1887–1904, hrsg. v. J.M. Masson, bearb. d. dt. Fassung v. M. Schröter, Transkription G. Fichtner, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1999, 402.

¹⁷ Studienausgabe Bd. 1, 105.

¹⁸ Das Folgende 1900, I, S. 29-32.

ebenfalls zitierten Traumdeutung des biblischen Joseph nicht nur einfach einem bestimmten Traumbild bzw. Traumsymbol eine Bedeutung zuordne, sondern zugleich auf Person und Lebensumstände Rücksicht nehme. Diese Dechiffrierungsmethode, so Freud, komme für eine wissenschaftliche Behandlung des Themas jedoch nicht in Frage (II, 117-20). Immerhin knüpft Freud in einem Zusatz von 1919 wiederum an Artemidor 2, 10 an: „Zimmer im Traume“ seien „zumeist Frauenzimmer“ (VI E, 349 Anm. 1).

Weitere Größen der antiken Traumdeutung, welche Freud erwähnt, sind Herodot (7, 12), Lucretius (4, 959) und Cicero (De Divinatione, 2, 140). Hingegen fehlen Tertullian und Augustin. Die von Freud genannten antiken Autoren hätten das Wesen des Traumes aber nicht richtig verstanden: Der Traum sei mehr als nur eine Folge von Anregungen im Wachleben (I A, 35f.). Ähnlich prinzipielle Vorbehalte macht Freud auch gegenüber antiken Techniken, welche den Traum als Mittel der medizinischen Diagnose benützten oder ihn zur Heilung im Tempelschlaf einsetzten.¹⁹

Das Verhältnis Freuds zur Antike ist zwiespältig: Er setzt sich von ihr ab, indem er sie zitiert. Das entsprach durchaus dem, was in Freuds Lebenswelt üblich war. Die historistischen Bauten Wiens und die Allgegenwart des klassizistischen Spiels mit Antikeassoziationen sind eine Welt sui generis, von nichtsdestoweniger suggestiver Kraft, die ihre Ausstrahlung bis hinein in die Träume ausgeübt hat. Von seinem achtjährigen Sohn berichtet Freud in der *Traumdeutung*, dieser habe geträumt, wie er mit Achilleus in einem Wagen gefahren sei, den Diomedes als Lenker gesteuert habe, denn: „Er hat sich natürlich tags vorher für die Sagen Griechenlands begeistert, die der älteren Schwester geschenkt worden sind.“ (III, 148) Freud selbst erinnerte sich an einen Angsttraum seiner Kindheit, welcher von Illustrationen der „Philippponschen Bibel“ beeinflusst worden war (VII D, 555). Immer wieder stoßen wir auf Zeugnisse kultureller Prägungen, welche mit dem Wissen vom Altertum spielen.

In Wien begann Freud archäologische Fundstücke zu sammeln. Tausende von Objekten standen in den Wohnungen Freuds in Wien und London. Bronzen, Büsten, Figurinen, Keramik, Bilder u.s.w. machten die Zimmer zu Museen. Im Behandlungszimmer gab es einen Gradiva-Abguß, einen Stich

¹⁹ Zusatz 1914 zu I C ad 3, 59 Anm. 1.

nach Ingres' *Oedipe expliquant l'énigme* oder eine Farblithographie mit den kolossalen Sitzstatuen von Abu Simbel.²⁰



Abb. 4: Reminiszenzen an die Antike prägen Interieurs und sind Stoff unbewußter Vorgänge wie analytischen Aufdeckens: Freuds Behandlungszimmer Berggasse 19, Wien.

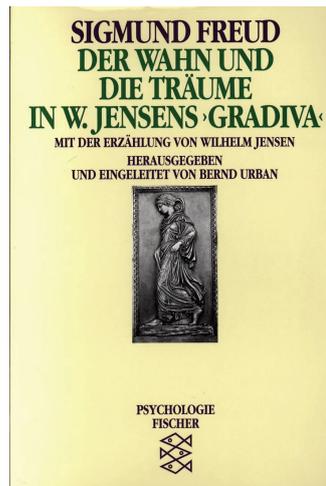
Freud ließ sich in seinem Schaffen durch solche Objekte anregen. Die ästhetische Faszination der Altertümer, wie sie schon einen Piranesi, einen Winckelmann, die Künstler des Klassizismus, des Historismus oder des Symbolismus geprägt hatten, wirkte auf Freud und nahm ihren Einfluß sowohl auf die metaphorische Sprache der Träume wie auf die Analyse der Deutung von Träumen.

Begeistert ließ Freud sich von der Novelle *Gradiva. Ein pompejanisches Phantasiestück* des Dichters Wilhelm Jensen (1837-1911) inspirieren. Jensen erzählt von den Träumen und Wahnbildern des jungen Archäologen Norbert Hanold, die ihren Anfang bei einem Fragment eines eigentlich neu-

²⁰ Zu den Sammlungen Freuds: „Meine ... alten und dreckigen Götter“. Aus Sigmund Freuds Sammlung. Ausstellung S. Freud-Museum 18.11.1998–17.2.1999, hrsg. v. L. Martinelli, Frankfurt a.M. 1998. Siehe auch Ch. Zintzen: Von Pompeji nach Troja. Archäologie, Literatur und Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert, Commentarii 6, Wien 1998.

attischen, in der Novelle römischen Reliefs nehmen. Dieses zeigt ein elegant schreitendes junges Mädchens, die „Gradiva“, wie Hanold sie nennt, eine Gestalt, die er indes bei einem Besuch von Pompeji wirklich antrifft.

1906/07 demonstrierte Freud in *Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva“*, wie aus „Tagesresten“ und unbewußten Wünschen die von Jensen geschilderten Träume entstanden sind, bzw. wie aus den Träumen unbewußte, verschüttete Gedanken aufgedeckt werden können. Die Parallelen zur Tätigkeit der Archäologie liegen ebenso auf der Hand wie Freuds Interesse für Pompeji.



(Abb. 5: Freud und Jensens Gradiva)

Gewiß läßt sich sagen, die Beschäftigung mit der antiken Hinterlassenschaft sei für Freud wichtig gewesen. Dennoch gilt aber auch die Feststellung, daß Freud offenbar die zahlreichen literarischen Träume aus dem Altertum für seine Zwecke weniger attraktiv erschienen als das bei Jensen in ansprechend antikisierendem Ambiente vorhandene Traummaterial.

III.

Die Psychologie nach Freud hat sehr unterschiedliche Wege beschritten. Am stärksten ausgeprägt findet sich die Auseinandersetzung mit der Antike in der Schule Carl Gustav Jungs. Für Jung²¹ war die antike Kultur indes eine Kultur unter anderen, die man studieren mußte, um die symbolischen Bilder und Mythen zu verstehen, welche die frühen Menschen überlebt haben und die für das Unbewußte und die Träume so wichtig sind. War die

²¹ Eine Reihe wichtiger Texte sind gesammelt im 5. Band der C.G. Jung-Taschenbuchausgabe: C.G. Jung: Traum und Traumdeutung, München 1990.

Bedeutung der Antike schon durch dieses Nebeneinanderstellen mit allen Kulturen stark relativiert, so wurde sie es noch mehr durch Jungs primäres Interesse an natürlichen Symbolen und den archetypischen Wurzeln der Symbole.

Jungs Ansatz ließ dennoch genügend Raum für eine intensivere Beschäftigung mit der antiken Traumdeutung als bei Freud. Für Jung beginnt die Untersuchung eines Traumes mit „Amplifizieren“: das heißt, man überläßt sich der Atmosphäre des Traums, rekonstruiert die Stimmung und die Einzelheiten des Traums. Daraufhin werden in drei Stufen der persönliche, der kulturelle und der archetypische Kontext geklärt.

Von den Kenntnissen der Antike am stärksten zu profitieren vermochten Ludwig Binswanger (1881-1966), Carl Alfred Meier (1905–1995) und Marie-Louise von Franz (1915–1998). Ludwig Binswanger verfaßte seine Doktorarbeit bei Jung am Zürcher „Burghölzli“. 1928 erschienen die *Wandlungen in der Auffassung und Deutung des Traumes von den Griechen bis zur Gegenwart*. Hier zeigt er, was die Griechen für das Traumproblem geleistet haben und welche Motive des Denkens über den Traum bei ihnen zu finden sind. Es sind Motive, welche die Wurzeln sowohl der philosophischen Methode der Traumdeutung als auch der empirischen Behandlung des Traumlebens betreffen. Insbesondere interessiert er sich für Heraklits Frage, woher es komme, daß im Traum jeder Mensch seine eigene Welt habe, im Wachen aber alle eine gemeinsame.²² Marie-Louise von Franz, die nach einem Studium der Klassischen Philologie seit 1933 Schülerin und Mitarbeiterin Jungs war und als Lehranalytikerin am Jung-Institut in Kusnacht wirkte, analysierte zahlreiche historische Träume antiker Persönlichkeiten, besonders ausführlich aber die Traumbilder der jungen Perpetua (1951), einer christlichen Märtyrerin. In diesem Traum trete die unbewußte Situation der damaligen heidnischen wie christlichen Welt zutage.²³ In ähnlicher Weise ging es Eric Dodds (1893–1979) zeitgleich in seinem provokativen Buch *The Greeks and the Irrational* um Mentalitäten im Sinne persönlicher Erfahrung von Individuen.²⁴ Carl Alfred Meier, Jungs Nachfolger an der ETH Zürich, ging bei seinen Untersuchungen der antiken Traumdeutung, v.a. der griechischen und hier v.a. der Inkubation, von der Erwartung aus, Vorbilder der Psychotherapie (13) sowie auch Symbole und Motive

²² L. Binswanger: *Wandlungen in der Auffassung und Deutung des Traumes von den Griechen bis zur Gegenwart*, Berlin 1928, 7ff.

²³ M.-L. von Franz: *Passio Perpetuae*. Das Schicksal einer Frau zwischen zwei Gottesbildern, Zürich 1982 (1951); M.-L. von Franz: *Träume*, Zürich 1985.

²⁴ E.R. Dodds: *The Greeks and the Irrational*, Berkeley 1951.

psychotischer Produkte zu finden. Meier hält in seinem Buch „Die Bedeutung des Traumes“ fest: „Ich neige sehr dazu anzunehmen, daß fast alle Beobachtungen der Griechen über Träume noch immer zutreffen.“²⁵ Anders als bei Freud wird hier bei der antiken Traumdeutung angeschlossen. Atmosphärisch vorbereitet durch Karl Kerényi stützen sich die Darlegungen Meiers, wenn auch durch eigene Quellenstudien abgesichert, doch wesentlich auf eine Reihe von Arbeiten, die einsetzend mit Bernhard Büchsen-schütz das Bild der Geschichte der antiken Traumdeutung im 19. und be-ginnenden 20. Jh. geprägt haben.

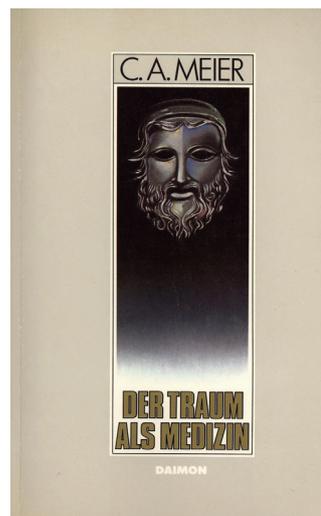
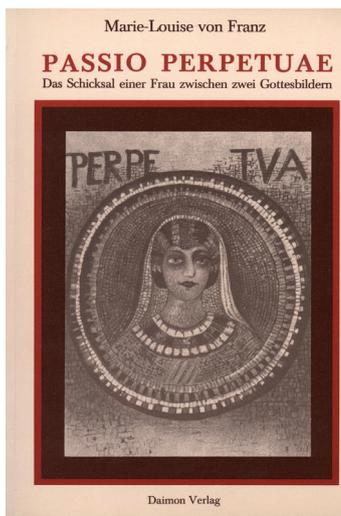


Abb. 6 und 7: Das Interesse für die Antike in der Schule von C.G. Jung: Titelblätter von Neuauflagen zweier Publikationen von M.-L. von Franz und C.A. Meier.

Einen ähnlichen Schwerpunkt wie Meier, nämlich bei den Inkubations-heiligtümern, setzte Louis-Ferdinand Alfred Maury (1817–1892). Maury war einer der Pioniere der Traumforschung, der experimentelle Methoden der Traumuntersuchung einführte. Die Ergebnisse veröffentlichte er 1861 in

²⁵ C.A. Meier: *Der Traum als Medizin. Antike Inkubation und moderne Psychotherapie*, Zürich 1985 (rev. Fassung v. Publikationen v. 1949 u. 1963); C.A. Meier: *Die Bedeutung des Traumes*, Einsiedeln 1995 (1972), zit. S. 92.

Le sommeil et les rêves. Doch befaßte er sich ebenso mit Religionsgeschichte und behandelte in diesem Zusammenhang die antike Traumdeutung. Anhand der in den antiken Inkubationszentren angewandten Tricks wollte er zeigen, wie die Träume unter natürlichen Einflüssen verändert wurden und abergläubische Vorstellungen entstanden (1877).²⁶

Zu einem kaum positiveren Schlusse kam etwa zeitgleich auch Bernhard Büchsenschütz (1868), die Beschäftigung mit dem Traum habe kein befriedigendes Resultat gebracht, die „Mittel, welche man gefunden zu haben glaubte, um in diese Geheimnisse einzudringen“, habe man „dem Boden trügerischer Erfahrung und persönlicher Willkür“ nicht entrücken können.²⁷

IV.

Die Skepsis gegenüber der antiken Traumdeutung, wie sie sich im 19. Jahrhundert bei Altertumswissenschaftlern und Traumforschern vor Freud findet, war eine Skepsis gegenüber den Möglichkeiten des Weltverständnisses aus Träumen heraus. Gehen wir ins 15./16. oder 17. Jahrhundert zurück, so gelangen wir in eine Zeit, in welcher die Traumerfahrungen des Altertums direkter und mit weniger epistemologischen Vorbehalten benutzt wurden. Das breite Interesse der Renaissance für die Traumdeutung ist bekannt, es findet sich bei Monarchen, Intellektuellen, Angehörigen der Kirche oder einfachen Menschen.²⁸ Die Umgangsweisen sind dabei selbstverständlich recht vielfältig. Auch die Rolle der Bezugnahmen auf das Altertum ist sehr unterschiedlich: Buchstäbliche Traumgläubigkeit kann ebenso an antiken und christlichen Texten anknüpfen wie rational distanzierende Reflexion.

Wer über Bildung verfügte und der wachsenden *res publica litteraria* angehörte, benützte die antiken Autoren, die in immer größerer Zahl in gedruckten Editionen zugänglich wurden. Die antiken Traumerfahrungen gingen ein in geflügelte Worte, wie sie Erasmus in seinen *Adagia* festhielt: „Ο↔δ' ἄναρ, id est *Ne in somnio quidem*. Graecis proverbialiter dictum est pro eo, quod est: nulla ratione, nullo tempore.“ (*Nicht einmal im Traum*. Das ist bei den Griechen ein sprichwörtlicher Ausdruck, der soviel bedeutet wie: unter keinen Umständen, niemals.) So faßte Erasmus christliche und heidnische

²⁶ L.-F.A. Maury: *La magie et l'astrologie dans l'antiquité et au moyen âge ou étude sur les superstitions païennes qui se sont perpétuées jusqu'à nos jours*, Paris 1877 (repr. Hildesheim, New York 1980), 231ff.

²⁷ B. Büchsenschütz: *Traum und Traumdeutung im Alterthume*, Berlin 1868, 71f.

²⁸ Siehe z.B. F. Charpentier (Hrsg.): *Le songe à la Renaissance*. Colloque International de Cannes 29–31 mai 1987, Limonest 1990.

Stimmen zusammen.²⁹ Die Metaphern und Formulierungen aus dem Altertum sind fortan in der Tat immer wieder zitiert worden, ich denke an die Dichter Calderon, Rabelais oder Shakespeare und daran, daß Descartes von antiken Autoren träumte. Ein typisches Beispiel des Argumentierens über die Bedeutung der Träume mit Hilfe antiker Texte ist eine kurze Abhandlung von Sir Thomas Browne (1605–1682) *On Dreams*.³⁰ Sprachbilder wie: Der Mensch sei der Schatten eines Traumes³¹, oder: Manche Träume, *falsa insomnia*³², würden täuschen oder seien gegenstandslos, sind aber geradezu zeitlos geworden.

Zu den verschiedenen Renaissance-Kommentaren des in Ciceros *De republica* enthaltenen und in der Spätantike von Macrobius kommentierten *Somnium Scipionis* gehört derjenige des Juan Luis Vives (1492/3–1540)³³. Die *praefatio* enthält eine witzige Traumerzählung, die schon Thomas Morus amüsierte³⁴: Sogar im Reich des Schlafgottes wird im Senat über die Zuverlässigkeit von Träumen debattiert, und Vives führt dabei die antiken Autoritäten im Streitgespräch vor.

Ein weiterer wichtiger antiker Text über die Bedeutung der Träume ist das 4. Buch der im hippokratischen Corpus überlieferten Schrift *De victu*, in welcher die Träume für die medizinische Diagnose hinzugezogen werden. Julius Caesar Scaliger (1484-1555) übersetzte und kommentierte sie. Weit entfernt von naiver Antikenbewunderung kritisierte er u.a. das Fehlen eines philosophischen Verständnisses des Traums in dieser Schrift, wie sie Platonismus und Christentum liefern könnten: „Concludendum est et a Deo posse somnia demitti“, schloß er seine Einleitung.

Girolamo Cardano (1501–1576), der den Text ebenfalls kommentiert hat, kritisierte Artemidor und andere Traumdeuter in seinen *Synesiorum somniorum omnis generis insomnia explicantes libri quattuor* (1562). Am ehesten habe Synesios von Kyrene, an welchen Cardanus deshalb im Titel

²⁹ Adagia I, iii, 62 = 262 ed. M. -L. van Poll–van de Lisdonk, M. Mann Phillips, Chr. Robinson 1993 (Opera omnia II, 1).

³⁰ Sir Thomas Browns Works, ed. by S. Wilkin, vol. IV, London 1835, 355-359 (unpubliziertes Manuskript). Der Text auch in den von G. Keynes hrsg. Selected Writings, vol. III, London 1968, 230-33.

³¹ Pindar, Pyth. 8, 95f.

³² Verg. Aen. 6, 896.

³³ J.L. Vives: *Somnium et vigilia in Somnium Scipionis* (Commentary on the Dream of Scipio), ed. with an introduction, translation and notes by Ed.V. George, Chelsea 1989.

³⁴ PS. Allen, H.M. Allen: *Opus epistolarum Des. Erasmi Roterdami*, t. IV, Oxford 1922, 1106 (p. 268, Z. 63ff.)

anschließt, einen Sinn für die Gehalte der Träume. Allerdings meint Cardanus, erst er selbst sei in der Lage, die richtige *ratio interpretandi*, wie er es nennt, zu liefern. Seine Vorläufer hätten keine Methode, alles sei bei ihnen ungeordnet, konfus, ja falsch. In Abhebung von Aristoteles und Buch IV von *De victu* nimmt Cardanus die Existenz auch divinatorischer Träume an. Bei seinen Ausführungen beutet er vor allem Artemidor aus, der zum wichtigsten Kronzeugen der Traumdeutungskunst in der Neuzeit geworden ist.

Möglich wurde dies durch die Buchdruckkunst. Ianos Laskaris hatte 1492 ein Artemidor-Manuskript aus dem 11. Jahrhundert von Kreta nach Italien gebracht. Die erste gedruckte griechische Ausgabe erschien 1518 in Venedig gemeinsam unter anderem mit dem Traumbuch des Synesios. Bald danach erschienen Übersetzungen ins Lateinische sowie in die verschiedenen Nationalsprachen. Im deutschsprachigen Raum entfaltete Walther H. Ryffs *WArhafftige/gewisse/vnd vnbetrügliche vnderweisung/wie alle Troeum/Er-scheinungen/vnnd Naechtliche gesicht ... natürlich vnd recht erkläert/vnnd außgelegt werden sollen* eine lange Wirkung. Es handelt sich um ein Buch, das 1540 in Straßburg gedruckt wurde und im wesentlichen eine Übersetzung Artemidors enthielt. Ryff war ein Schwerarbeiter, der bis zu seinem Tod 1548 rund 40 zum Teil voluminöse Werke publizierte. Wie Ludger Grenzmann untersucht hat, gehört er wahrscheinlich zu den Kreisen der Straßburger Wiedertäufer um Melchior Hofmann, welchen das Geist-Prinzip und die Weissagung in Traum und Gesichtern wichtig waren. Sie mußten ein Buch schätzen, das die Lehren aus einem antiken Autoren zeitnah und mit einigen Anpassungen präsentiert, ohne diesen zu nennen, so daß ein nicht bewanderter Leser meinen konnte, das Buch stamme direkt aus der Feder Ryffs.³⁵

Obwohl der Humanist und reformatorische Theologe Philipp Melanchthon nicht die Ziele der Wiedertäufer vertrat, gibt es in seinem *Commentarius de anima* von 1553 Auffassungen, welche sich mit der Deutung bei Ryff decken. Seit 1570 bis zum letzten Neudruck des Ryffschen Traumbuches ist dem Text Ryffs eine *Erinnerung Melanchthonis* beigelegt, ein Traumtraktat, in welchem die Träume in natürliche, weissagende, göttliche und teuflische eingeteilt werden und der Wert der göttlichen Träume für den Christen klar anerkannt wird. Melanchthon wie Ryff argumentieren mit antiker Traumtheorie und antikem Traummaterial.

³⁵ L. Grenzmann: Traumbuch Artemidori. Zur Tradition der ersten Übersetzung ins Deutsche durch W.H. Ryff, Saecula Spiritualia 2, Baden-Baden 1980.

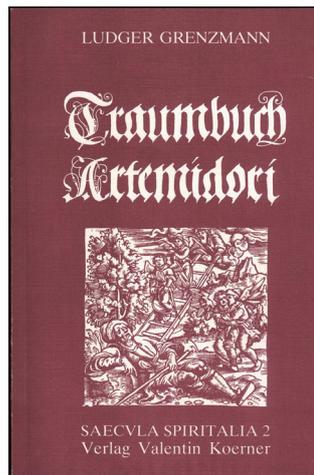


Abb. 8: L. Grenzmanns Studie der deutschen Artemidorübersetzung. Auf dem Umschlag dargestellt eine „Jakobsleiter“ aus der Ryffschen Traumbuchausgabe von 1560.

V.

Die antike Reflexion, wie über die Träume, wie sie sich bei Platon und Aristoteles und in spätrömischer Zeit v.a. bei Augustin und neuplatonischen Autoren findet, ist auch im 12. und 13. Jh. intensiv behandelt worden.³⁶ Johannes von Salisbury (um 1115-1180) schöpfte aus diesen Texten, um den Umgang mit den vieldeutigen Zeichen aus den Träumen klärend darzustellen.³⁷ Albertus Magnus (um 1200-1280) paraphrasierte Aristoteles.³⁸ Bei beiden Autoren haben wir es mit einer Einteilung von Träumen zu tun, welche die Träume hierarchisiert und den größten Wert denjenigen zuerteilt, welche der göttlichen Offenbarung dienen.

Während diese beiden in Philosophie und Theologie bewanderten Autoren sich mit den Auffassungen der antiken Texte auseinandersetzen und diese würdigen, ist in den byzantinischen Volkstraumbüchern³⁹ und der westli-

³⁶ C. Carozzi: *Le voyage de l'âme dans l'au-delà d'après la littérature latine (Ve-XIIIe siècle)*, Collection de l'École française de Rome 189, Rome 1994; P. Dinzelsbacher: *Vision und Visionsliteratur im Mittelalter*, Stuttgart 1981; T. Gregory (ed.): *I sogni nel medioevo*. Seminario internazionale, Roma 2-4 ottobre 1983, *Lessico intellettuale europeo* 35, Roma 1985; S.F. Krueger: *Dreaming in the Middle Ages*, *Cambridge Studies in the Medieval Literature* 14, Cambridge 1992; J. Le Goff: „Les rêves dans la culture et la psychologie de l'Occident“, in: J. Le Goff: *Pour un autre Moyen-Age*, Paris 1975, 299-306; M.E. Wittmer-Butsch: *Zur Bedeutung von Schlaf und Traum im Mittelalter*, *Medium aevum quotidianum* 1, Krems 1990

³⁷ *Policraticus* II, 14. 15.

³⁸ *De somno et vigilia*, *Opera* ed. A. Borgnet, Paris 1890, Bd. 9, 121-212.

³⁹ *Die Volkstraumbücher des byzantinischen Mittelalters*, übers. u. hrsg. v. K. Brackertz, München 1993.

chen Tradition der Somniale Danielis-Bücher⁴⁰ kaum erkennbar, was antike Traumdeutungsspezialisten wie Artemidor einmal beabsichtigt hatten. Einen äußerst freien Umgang finden wir auch in den vielen mittelalterlichen Viten und Visionsberichten, welche berühmte Traumerzählungen wie den Traum des Hieronymus in abgewandelter Form für eigene Zwecke einsetzen oder gar als Träume von heiligmäßigen Zeitgenossen ausgeben.



Abb. 9: Traum der drei Könige. Hortus Deliciarum der drei Könige, Bibliothèque nationale Paris.

⁴⁰ J. Grub: Das lateinische Traumbuch im Codex Upsaliensis C 664 (9. Jh.). Eine frühmittelalterliche Fassung der lateinischen Somniale Danielis-Tradition. Kritische Erstedition mit Einleitung und Kommentar, Lateinische Sprache und Literatur des Mittelalters 19, Bern u.a. 1984.



Abb. 10: Alexander der Große träumt – Illustration aus einer Handschrift des 13. Jh., die sich heute in der Leipziger Universitätsbibliothek befindet.

Die Kirche fühlte sich gegenüber solcher Verwendung immer wieder im Dilemma. Diente der Traumglaube ihren Zwecken, gab es wenig einzuwenden. Doch die Konsultation von „*somnalia scripta, et falso in Danielis nomine intitulata*“, also „von Traumbuchschriften und sonstigen im Namen Daniels falsch betitelte Werke“, die in Gratians *Summa Decretum*, einem der einflußreichsten Werke des Hochmittelalters, an einer Stelle genannt sind⁴¹, konnte sehr wohl verdächtig sein und abgelehnt werden.

Schon um 600 warnten der spanische Bischof Isidor von Sevilla oder Papst Gregor der Große in lange wirkenden und intensiv rezipierten Werken vor den Verlockungen falscher Träume.⁴² Antike Traumeinteilungen, welche bedeutende von unbedeutenden Träumen unterscheiden, erhielten hier eine Funktion in einer christlichen Traumhierarchisierung. In grober Vereinfachung gesprochen, konnte behauptet werden, daß Heilige wahre, nützliche Träume haben, während in Sünde Lebende und Ungläubige nichts Vernünftiges im Schläfe sehen und erleben. Erst recht wurde ihnen die Macht der richtigen Deutung abgesprochen.

⁴¹ C. 26 q. 7 c. 16 (Friedberg p. 1045).

⁴² Isid. Sent. 3, 6; Greg. M. Dial. 4, 50; Moral. 8, 42f.

VI.

Um eine Geschichte der antiken Traumdeutung war es mittelalterlichen Autoren nicht zu tun. Doch schon im Altertum⁴³ wollten die Angehörigen der Traumdeutungseliten in erster Linie deuten und nicht schildern, nach welchen Prinzipien Autoritäten vor ihnen gearbeitet hatten.

Die in Mittelalter und Neuzeit immer wieder benützten antiken Quellen zur Traumdeutung entstammen jeweils einem Kontext, den ich in fünf Ausprägungen strukturieren möchte. Je nachdem, wie Menschen mit Träumen umgehen, d.h. sie deuten – und schon die Erzählung ist Deutung –, folgen sie einem von fünf Modellen, im Rahmen derer denn die zahlreichen antiken Zeugnisse entstanden sind. Dabei zeigt sich ein jeweils charakteristisches Verhältnis zur Tradition des Träumedeutens und zur Weitergabe des Wissens über diese Tradition.

Ein erstes Modell des Umganges mit Träumen ist das der Selbstbeobachtung. Zumeist ergibt es sich aus einem religiösen Interesse. Man möchte wissen, was die Götter oder Gott einem mitzuteilen haben. Damit einher geht ein lebhaftes Interesse am eigenen Körper und an den seelischen Vorgängen. Wir können das bei den bizarren *Hieroi Logoi* des heidnischen Rhetors Ailios Aristeides, den Aufzeichnungen der christlichen Märtyrerin Perpetua oder des neuplatonischen Bischofs Synesios von Kyrene sowie

⁴³ Ich beziehe mich auf das griechisch-römische Altertum, zitiere hier aber doch wenigstens einige wichtige Publikationen, welche über diesen Rahmen hinausgehen: C. Brillante: *Studi sulla rappresentazione del sogno nella Grecia antica*, Prisma 142, Palermo 1991; M. Dulaey: *Le rêve dans la vie et la pensée de Saint Augustin*, Paris 1973; G. Guidorizzi: „La letteratura dell'irrazionale“, in: *Lo spazio letterario della Grecia antica*, ed. G. Cambiano, L. Canfora, D. Lanza, vol. 2, La ricezione e l'attualizzazione del testo, Roma 1995, 591-627; Th. Hopfner: Traumdeutung, in *RE VI A 2*, 1937, 2233-2245; J.-M. Husser: „Songe“, in: *Supplément au Dictionnaire de la Bible*, tome XII, Paris 1996, 1439-1544 (engl. *Dreams and Dream Narratives in the Biblical World*, *The Biblical Seminar* 63, Sheffield 1999); H. Kenner: *Oneiros*, in: *RE XVIII 1*, 1939, 448-459; A.H.M. Kessels: *Studies on the Dream in Greek Literature*, Utrecht 1978; P.C. Miller: *Dreams in Late Antiquity*, Princeton, New Jersey 1994; B. Näf: „Artemidoro: un interprete di sogni nel mondo antico“, in: *Studi sulla tradizione classica per Mariella Cagnetta*, a cura di L. Canfora, Bari 1999, 345-362; A.L. Oppenheim: *The Interpretation of Dreams in the Ancient Near East. With A Translation of an Ancient Assyrian Dream Book*, *Transactions of the American Philosophical Society*, New Series, 46, Philadelphia 1956; *Sogni, visione e profezie nell'antico cristianesimo. XVII Incontro di studiosi dell' antichità cristiana*, Roma 5-7 maggio 1988, *Augustinianum* 29, Roma 1989; A. Volten: *Demotische Traumdeutung. Analecta Aegyptiaca*, III, Kopenhagen 1942; G. Weber: *Kaiser, Träume und Visionen in Prinzipat und Spätantike*, *Historia Einzelschriften* 143, Stuttgart 2000.

den *Confessiones* Augustins verfolgen. Eigentlich wäre es denkbar, daß antike Autoren, welche Selbstbeobachtungen festhielten, über die Verfahrensweisen ihrer Vorgänger geschrieben hätten. Doch die Empfehlung, Träume aufzuzeichnen, wird im Altertum primär als göttliches Gebot ausgegeben. Erst in der Neuzeit ist es üblich, die antiken Vorläufer von Traumtagebüchern und Autobiographien zu zitieren. Dafür hat man im Altertum gerne auf die Inspirationsträume der Dichter hingewiesen, wie sie seit Hesiod über Ennius und Lukian eine literarische Funktion besitzen.

Beim Zitieren dieser zur Selbststilisierung der Intellektuellen und Literaten verwendeten Traumberichte sind wir schon bei einem zweiten verbreitetes Modell: dem Zitieren überlieferter Träume. Es geht davon aus, daß Träume etwas bedeuten und die Kenntnis ihrer Inhalte von Bedeutung sei. Hier konzentriert man sich also auf bestimmte Traumberichte, manchmal auf die Inhalte, manchmal die Traumsymbole, manchmal die Traumnarrative. Es findet sich in der Historiographie, in der Biographie sowie in Traktaten des Fachschrifttums. Die Historiker Cassius Dio, Livius und Herodot, Sueton als Verfasser von Viten sowie Plutarch in seinen Parallelbiographien und den moralischen Schriften sind berühmte Beispiele für Autoren, welche eine große Zahl bekannter Traumerzählungen literarisch ansprechend festgehalten haben und so für die weitere Rezeption aufbereiteten. Auch Ciceros Dialog *De divinatione* ist voller zum Teil wörtlicher Zitate berühmter Träume. Während in diesem Text dialogisch Argumente für und wider den divinatorschen Nutzen der Träume zusammengetragen werden, gehen die auf zahlreichen Papyri und Inschriften festgehaltenen Traumberichte wie selbstverständlich davon aus, daß sich in Träumen wichtige Ratschläge für die künftige Lebensführung enthüllen. Oft halten solche Texte die Träume am Ort eines bestimmten Heiligtums fest.

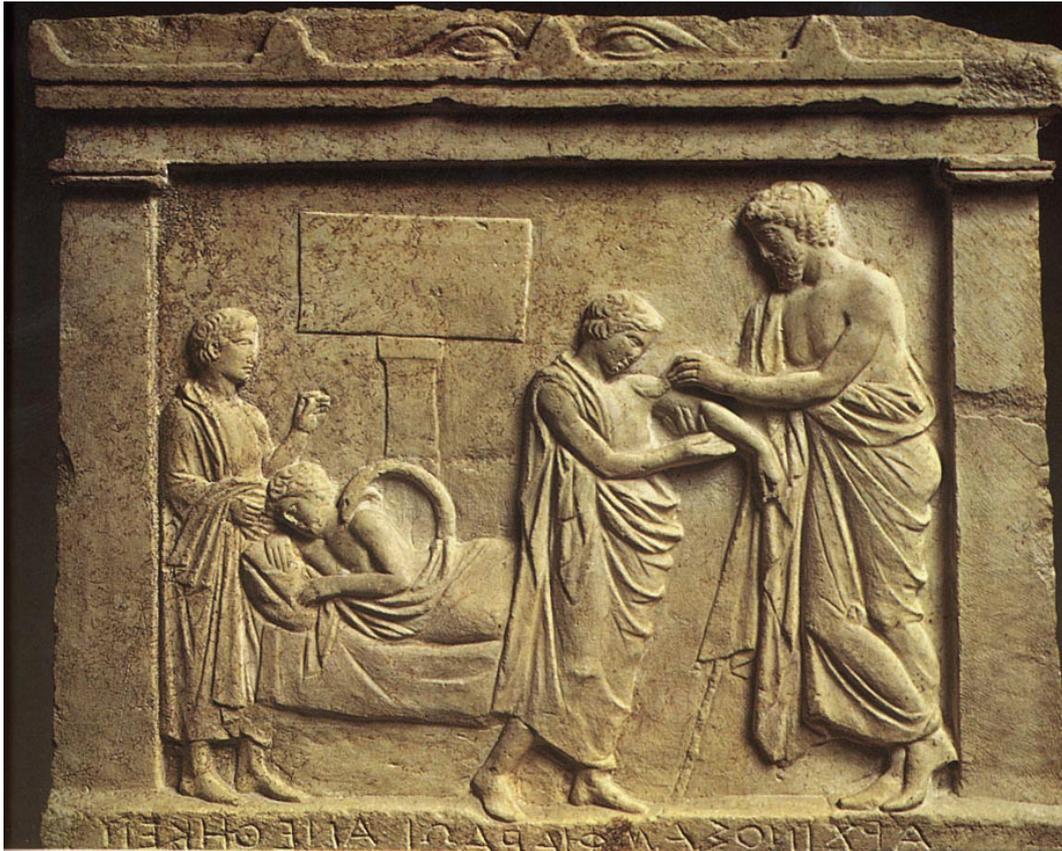


Abb. 11: Weihrelief des Archinos aus dem Amphiareion in Oropos: Krankenheilung mit Hilfe von Inkubationspraktiken, Nationalmuseum Athen .

Im Unterschied zu den bei Cicero zitierten Träumen handelt es sich hier freilich um Traumberichte, die weniger weit herum bekannt wurden und eigentlich nur wirklich von Interesse waren, solange die Heiligtümer, in deren Zusammenhang sie gehören, ihre Anziehungskraft ausübten. Dort, wo christliche Inkubationspraktiken frühere pagane überdeckten, entwickelten sich neue Muster der Traumnarrative und neue *exempla*.

Ein sehr freier Umgang mit Traum-Exempla ist in der Literatur üblich. Zwar treffen wir immer wieder auf bestimmte Traumerzählungen und Traumbilder, z.B. im griechischen Roman, sie werden aber jeweils unter den verschiedensten Gesichtspunkten abgewandelt. Immerhin gehört es zum literarischen Spiel, daß das eigene Erzählen durch die Erinnerung an bestimmte große Träume eine zusätzliche Verstehensdimension einbezieht.

Einige literarische Traumerzählungen sind in der Antike wiederholt kommentiert worden, so die Träume bei Vergil und Homer. Am ausführlichsten ist indes ein Text der politischen Philosophie, nämlich das *Somnium*

Scipionis Ciceros durch den Neuplatoniker Macrobius kommentiert worden.

Ein drittes Modell ist das des deutenden Umganges mit Träumen im Hinblick auf Erwerb. Die Sicherheit des professionellen Traumdeuters ist angesichts der Rätselhaftigkeit der Träume ziemlich labil. Aber trotz des problematischen Charakters der Traumbedeutungen sind Erwartungen und Hoffnungen, welche an die Traumdeuter herangetragen worden sind, außerordentlich groß gewesen. Deuter von Träumen besaßen deshalb erhebliche Autorität. Freilich kamen sie auch rasch in Mißkredit. Ihre Aufgabe war schwierig. Hinzu kommt die Konkurrenz der Traumdeuter. Schnell einmal konnte es geschehen, daß die Klientel ihre Hoffnungen und ihr Vertrauen jemand anderem zuwandte.

Artemidor zeigt in seinen *Oneirokritika*, wie er sich mit dieser Situation auseinandergesetzt hat. Er kennt die zahlreichen Spezialisten für den Umgang mit Träumen. Viele von ihnen wären uns ohne Artemidor nicht bekannt. Allerdings ergibt die Rekonstruktion der verlorenen Werke mit Hilfe von Fragmentsammlungen kein Bild von dem, was alle diese Deuter getan haben. Die Verfasser von Traumdeutungsbüchern, die Wahrsager auf Märkten und Messen, die Ärzte an den antiken Heilstätten mit Tempelschlaf oder die Antworten der Philosophen: Sie alle verschwinden als Schatten im System der Traumdeutung Artemidors. Artemidor will nur zeigen, daß er in der Lage ist, sie zu übertrumpfen.

Artemidor selbst teilt dieses Schicksal mit den von ihm Zitierten. Bis heute ist in zahlreichen Büchern und Texten Artemidor ausgeschlachtet worden, ohne daß spätere Deutungen eines Traumes mit den von ihm vorgeschlagenen kongruent wären.⁴⁴ Auch seine Methode ist trotz Bezugnahmen auf Artemidor verändert worden. Noch häufiger ist sein Name aber verschwiegen worden.

Ein viertes wichtiges Modell ist die Anwendung von Klassifizierungsschemata. Die älteste und berühmteste dieser Einteilungen ist das Bild der beiden Traumtore, dem Homer und Vergil die klassische Form gegeben haben. Die wahren Träume kommen durch das eine Tor, durch das andere die trügerischen falschen. Traumtypologien sind weniger Instrumente der Kritik an der Traumdeutung als vielmehr Hilfsmittel im Umgang mit den Träumen. Sie ermöglichen es, die wichtigen Fragen von Traumquelle und der

⁴⁴ Das Beispiel der Pferdeträume habe ich skizziert in: *unimagazin*. Die Zeitschrift der Universität Zürich 1/00, 24-26.

Traubedeutung in den Griff zu bekommen. Erfolgreiche Traumdeuter waren auf solche Typologien angewiesen. Mit ihrer Hilfe konnten sie erklären, weshalb jenes Traummaterial, mit dem sie nichts anfangen konnten, das nicht korrekt deutbar war, ausgeschlossen werden mußte. Diese Argumentation ermöglicht jede prinzipielle Kritik an den Möglichkeiten der Traumantik. Artemidor beispielsweise verwendete eine fünfgliedrige Einteilung und sah seine Zuständigkeit bei jenen Träume, welche in allegorischer Verschlüsselung Nachrichten für die Zukunft enthalten. Träume, die entstanden, weil die Schläfer zuvor zuviel gegessen und getrunken hatten oder unter dem Einfluß ihrer Affekte entstanden, waren nicht sinnvoll zu deuten, da lag die Schuld ganz bei den Klienten.

Bei der Anwendung von Traumtypologien standen die Deuter in einer langen Tradition des Nachdenkens über den Traum. Es ist auffällig, daß die eigene Position selten in expliziter Auseinandersetzung mit früheren Auffassungen dargelegt wird. Die christlichen Autoritäten der Traumdeutung erinnerten, wie etwa Papst Gregor der Große am Ende des 6. Jahrhunderts, an das Wort der Schrift: „Ihr sollt nicht wahrsagen, noch auf Träume achten“ (Lev. 19, 26)⁴⁵, benützten aber noch immer ähnliche Traumeinteilungen wie vor ihnen die heidnischen Größen. Zitiert wurden fortan die Heiligen, welche zwischen täuschenden Traumbildern Offenbarungsträumen zu unterscheiden wußten.

Mein fünftes Modell enthält sehr unterschiedliche Verfahrensweisen, deren Einheit mit der Bezeichnung „in philosophischen und theologischen Texten vorkommend“ eher eine Vielfalt ausmacht. Die Beschäftigung mit dem Rätsel Traum war früh eine Möglichkeit, theoretische und praktische Grundfragen zu klären. Was die Welt sei, was Erkenntnis, was die Seele, wie das Verhältnis zu den Göttern aussehe, wie der Staat zu gestalten sei oder wie die Lebensführung zu gestalten sei, solche Fragen sind gerne ausgehend vom Phänomen Traum behandelt worden.

Hier nun stoßen wir auf Texte mit Ausführungen zu den Überlegungen früherer Deutungen des Traums. In seinem Dialog *Von der Wahrsagung* (De divinatione) beschreibt Cicero die Herkunft der Mantik. Sie finde sich bei allen Völkern seit den frühesten Anfängen. Er nennt dann die Kulturen des Alten Orients bis hin zu den Griechen und dem frühen Rom. Danach folgen die Argumente der Philosophen, deren Standpunkte doxographisch gewürdigt werden. Die Traumdeuter, welche gegen Geld ihr Wissen anbieten,

⁴⁵ Dial. 4, 50; Moral. 8, 42f.

werden von ihm nicht geschätzt: „... non enim sunt ii scientia aut arte divini, sed superstitiosi vates inpudentesque harioli.“⁴⁶ Wie schon erwähnt, ist die Darstellung angereichert durch zahlreiche Traumbeispiele, anhand derer im zweiten Teil die Widersprüche der verschiedenen Deutungen illustriert werden. Die Argumente für und gegen die Möglichkeiten der Divination und einer ihrer Formen, nämlich der Traumdeutung, drehen sich nicht nur um philosophische, sondern letztlich um theologische Fragen, nämlich zur Hauptsache das Verhältnis der Menschen zu den Göttern.

Philosophiegeschichtliche doxographische Ausführungen finden wir ebenso bei Calcidius oder Macrobius.

Beim alexandrinischen Juden Philon und den Christen Tertullian, Augustin und Synesios werden philosophische Positionen, Traumbeispiele, Namen von Verfassern von Traumdeutungsbücher und Dichterzitate im Hinblick auf theologische Zielsetzungen zitiert. Die Beschäftigung mit den Träumen blieb wesentlich. Zu einem Zeitpunkt, als die Traumdeutung gegen Geld von den Kaisern verboten worden war, verfaßte der christliche Bischof und Neuplatoniker Synesios von Kyrene einen Traktat, in welchem er zeigte, daß alle Träume etwas bedeuten würden und alle ihnen Aufmerksamkeit widmen sollten. Für einige Spezialisten der Traumdeutung wie Melampus und Phenomoe hatte er dabei nur ein mitleidiges Lächeln übrig; Homer, Platon, Aristoteles oder Ailios Aristeides sind hingegen durchaus mit Achtung zitiert. Was für Synesios zählt, ist die Qualität der Lebensführung und des Denkens. Zu ihr ruft er auf, sie ist Voraussetzung für den Erfolg bei der Beschäftigung mit den Träumen.⁴⁷

Schluß

Bei den verschiedenen Modellen des Umganges mit dem Traum in der griechisch-römischen Antike zeigt es sich, daß das zuletzt vorgestellte bei weitem die besten Möglichkeiten besitzt, um vorangegangene Formen der Traumdeutung darzustellen. Das Wissen über solche Formen der Traumdeutung ist nicht durch die Kraft der Deutung erhalten geblieben, sondern durch die Leistungen des Denkens, des Lesens, des Sammeln und des Willens zur Weitergabe. Es mag heute, in einer Zeit, in welcher der Homo academicus der Produktion willen wie zugleich der Bewältigung von Produkti-

⁴⁶ Div. 1, 132. „... sie sind nämlich weder durch eine Wissenschaft oder gotterfüllte Wahrsager, sondern abergläubische Seher und unverschämte Gaukler.“

⁴⁷ De insomn. 13. 16-19.

on so gerne deutet, nicht unangemessen sein, an diese Leistungen zu erinnern und den fundamentalen Charakter dieser wesentlichen Bereiche jeder Wissenschaft deutlich zu benennen. Hinsichtlich der Geschichte der Traumdeutung hoffe ich in Erinnerung gerufen zu haben, daß die Beschäftigung mit Traum und Schlaf sowie mit den Zeugnissen aus dem Altertum in die verschiedensten Bereiche von Kultur, Religion und Wissenschaft führt, und zwar seit Jahrtausenden.

Die frühneuzeitliche Kavaliertour: Mediale und kommunikative Dimensionen *

Von Katrin Keller

Als Ludwig von der Asseburg nach langem Bitten im Sommer 1632 von seinen Eltern die Erlaubnis erhielt, eine Reise in die Niederlande zu unternehmen, beschloß er zugleich „was auff wehrender solcher Reise etwas Notables ich erfahren, oder mier fürkommen müchte, zu meiner lust und nachricht ein wenig zu notiren.“¹ Während der etwas mehr als ein Jahr dauernden Reise kamen auf diese Weise 17 Blatt mit Notizen zusammen, die von Bemerkungen über die Geschichte und Verfassung der Vereinigten Niederlande, die Umrechnung holländischer Münzen, über Bemerkungen und Skizzen zu Bauwerken und Kuriositäten etlicher der einzeln aufgelisteten Städte bis zu Grabinschriften und Besichtigungslisten reichten. Dieses Reisetagebuch stellte dabei keine Ausnahme dar, sondern ist Bestandteil einer umfangreichen, aber über eine Vielzahl adliger Guts- und Familienarchive verstreuten Überlieferung zu einem der charakteristischsten Phänomene der europäischen Adelskultur des 17. und 18. Jh., der Kavaliertour.

Der adlige Reisende als solcher ist bekanntermaßen kein neuzeitliches Phänomen; schon die hochmittelalterlichen Ritterromane zeichnen das literarische Bild des schweifenden Ritters, der auf der Suche nach Kriegsruhm, Ehre, Amt und Minne große Entfernungen zurücklegte, der als Kreuzfahrer oder Pilger ins Heilige Land zog, der in Preußen und Litauen den Kampf gegen die Heiden führte und aus der Kenntnis ferner Länder zum gesuchten Ratgeber von Fürsten und Herrschern wurde. Nicht zuletzt die neueren Untersuchungen von Werner Paravicini haben deutlich gemacht, wie groß die Zahl der ritterlichen Reisenden im hohen und späten Mittelalter war und wo Motivationen für dieses Unterwegssein zu suchen sind². Insofern ist es also

* Der Text des im November 2000 im Rahmen des Graduiertenkollegs gehaltenen Vortrags wurde nur geringfügig erweitert und mit Anmerkungen versehen; ausführlicher siehe K. Keller, *Zwischen Zeremoniell und „desbauche“*. Die adlige Kavaliertour um 1700, in: W. Schmale/ R. Stauber (Hg.), *Menschen und Grenzen in der Frühen Neuzeit* (Innovationen 2), Berlin 1998, S. 259-282.

¹ LAMAG, Außenstelle Wernigerode, Rep. H Falkenstein-Meisdorf Nr. 766, Bl. 1.

² W. Paravicini, *Die Preußenreisen des europäischen Adels*, T.1, Sigmaringen 1989; Ders., *Von der Heidenfahrt zur Kavaliertour. Über Motive und Formen adligen Reisens im späten Mittelalter*, in: H. Brunner / N. R. Wolf (Hg.), *Wissensliteratur im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Bedingungen, Typen, Publikum, Sprache* (= *Wissensliteratur im Mittelalter* 13), Wiesbaden 1993, S. 91-130.

wenig verwunderlich, wenn auch zwischen dem ausgehenden 16. und etwa der Mitte des 18. Jh. Männer aus dem hohen und niederen Adel vieler europäischer Staaten sich auf Reisen begaben. Neu war jedoch für diesen Zeitraum – auf weitere Differenzierungen wird dabei gleich noch einzugehen sein – der Begriff der „Kavalierstour“ oder „Grand Tour“, der von den Zeitgenossen als Bezeichnung für eine spezielle Form des Reisens geprägt wurde und diese von anderen Formen des Unterwegsseins abheben sollte.

In der Kavalierstour ist dabei eine von spezifisch adligen Normen geprägte Bildungsreise zu sehen, die zwar keineswegs nur von Mitgliedern des Geburtsadels absolviert wurde, die aber in erster Linie der Integration der Reisenden in eine höfisch geprägte Adelskultur diente. Sie entwickelte sich in etlichen Ländern Nord-, Nordwest- und Mitteleuropas in verschiedener Ausprägung, dürfte ihre größte quantitative und kulturelle Bedeutung jedoch in den Staaten des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation erlangt haben³. Hier läßt sich ihre Ausprägung in einen umfassenden Prozeß der Umgruppierung und Neuorientierung der Führungsschichten einordnen, der auch mit dem Auf- und Ausbau frühmoderner Staatlichkeit und differenzierter Verwaltung seit etwa der Mitte des 16. Jh. korrespondierte⁴. Im Zuge dieses Prozesses hatten gelehrte Beamte bürgerlicher Herkunft zeitweise mit dem Adel um die Besetzung hoher Ämter konkurrieren können, was allerdings durch eine allmähliche Neuorientierung adligen Bildungserwerbs seit dem Ausgang des 16. Jh. allmählich korrigiert wurde. Dabei wurde einerseits auf Vorstellungen des deutschen Humanismus zurückgegriffen⁵, andererseits dürfte das in Italien entstandene Ideal des gebildeten Hofmannes, des Cortegiano⁶, bei der Verknüpfung akademisch-gelehrter Bildung und adligen Standesbewußtseins eine Rolle gespielt haben.

Die zweite Hälfte des 16. Jh. war somit ganz offensichtlich von einer beträchtlichen „Zuwachsmobilität“ bürgerlicher Beamter in die bislang dem

³ T. Grosser, Reiseziel Frankreich. Deutsche Reiseliteratur vom Barock bis zur Französischen Revolution, Opladen 1989, S. 172.

⁴ N. Conrads, Tradition und Modernität im adligen Bildungsprogramm der Frühen Neuzeit, in: W. Schulze (Hg.), Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität, München 1988, S. 391 f.

⁵ V. Preß, Adel im Reich um 1600, in: G. Klingenstein, H. Lutz (Hg.), Spezialforschung und „Gesamtgeschichte“. Beispiele und Methodenfragen zur Geschichte der frühen Neuzeit (= Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit 8), Köln-Wien 1982, S. 37.

⁶ O. Brunner, Adeliges Landleben und europäischer Geist. Leben und Werk Wolf Helmhardts von Hoberg 1612-1688, Salzburg 1949, S. 110, 114; B. Castiglione, Das Buch vom Hofmann, übers. und erl. von F. Baumgart, München 1986.

Adel weitgehend allein vorbehaltenen Bereiche staatlicher Verwaltung gekennzeichnet. Im Verbund mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten vieler altadliger Familien sowie Nobilitierungen von Amtsinhabern und erfolgreichen Großkaufleuten setzte dies den Altadel in die Verlegenheit, seine hergebrachte soziale Stellung mit neuen Mitteln verteidigen zu müssen⁷. Das „Nachholen“ im Bereich akademischer Bildung konnte dabei nur ein erster Schritt sein, gleichzeitig schien die Suche nach neuen Möglichkeiten sozialer Distinktion dringlich, die die traditionelle Abgrenzung zu bürgerlich-neuadligen Gruppen wieder herstellten und betonten. Und eben diese Möglichkeit bot das Ideal des gebildeten Hofmannes – Voraussetzung für den Aufstieg in hohe Staatsämter wurden in wachsendem Maße geschliffene Umgangsformen, die Fähigkeit zu galant-gebildeter Konversation, Sprach- und Weltkenntnis und die Ausbildung in verschiedenen „adligen Exercitien“; Sachkenntnis wurde erweitert durch Standesbildung⁸. All dies waren Eigenschaften bzw. Qualifikationen, die nicht ohne weiteres auf dem bislang gültigen akademischen Bildungsweg erworben werden konnten, sondern für die der Aufenthalt bei Hofe und der Besuch verschiedener, den kulturellen Standard der Zeit verkörpernder Höfe Voraussetzung sein mußte. Grob gesprochen war es also ein Rückgriff auf spezifisch adlige kulturelle Traditionen wie den Dienst bei Hofe und die Reise als Medium des Ehr- und Bildungserwerbs, der hier gefährdete soziale Abgrenzungen wieder befestigen sollte. Die Tendenz zur „Domestizierung“ des Adels im Sinne absolutistischer Zentralisierung des Staatswesens ist dabei wohl ebenfalls ins Kalkül zu ziehen⁹, indem Drang zum Hof und Zwang zum Hof einander in diesen Forderungen nach spezifisch „adligen“ Qualifikationen und Eigenschaften ergänzten.

Bürgerlich geprägte Traditionen der humanistischen *Peregrinatio academica*, die Adelsreise des späten Mittelalters und frühabsolutistische Bestrebungen kamen somit der Ausgestaltung der Reise zur Kavalierstour

⁷ L. Gustafsson, Dienstad, Tugendadel und *Politesse mondaine*. Aristokratische Bildungsideale in der schwedischen Großmachtzeit, in: D. Lohmeier (Hg.), *Arte et Marte. Studien zur Adelskultur des Barockzeitalters in Schweden, Dänemark und Schleswig-Holstein*, Neumünster 1978, S. 117 f.

⁸ E.-M. Csáky-Loebenstein, Studien zur Kavalierstour österreichischer Adliger im 17. Jh., in: *MIÖG* 79 (1971), S. 413 f.; Zu den Bildungsinhalten im einzelnen vgl. unten.

⁹ N. Elias, *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie*, 5. Aufl. 1990, S. 35 ff.; J. Kunisch, Die deutschen Führungsschichten im Zeitalter des Absolutismus, in: H. H. Hofmann – G. Franz (Hg.), *Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit. Eine Zwischenbilanz*, Boppard am Rhein 1980, S. 140.

entgegen¹⁰. Eine erste Hochzeit in quantitativer Hinsicht erlebte dieselbe denn auch im zweiten und dritten Jahrzehnt des 17. Jh. Dafür sprechen nicht allein die sich mehrenden Quellenbelege für Reisen junger Adliger vornehmlich nach Italien, sondern auch die von Justin Stagl konstatierte Blüte apodemischer Literatur, die um die Definition inhaltlicher wie formaler Aspekte der standesgemäßen Reise sowie die Rechtfertigung der Notwendigkeit dieser kostspieligen Ausbildungsetappe bemüht war¹¹.

Die weitere Systematisierung adliger Standesbildung wurde im deutschen Sprachraum dann allerdings durch den Dreißigjährigen Krieg zwar nicht unterbrochen, aber offenbar doch verlangsamt; erst in den ausgehenden fünfziger Jahren des 17. Jh. nahm die Zahl der Reisen deutlich zu und erreichte ein neues Ausmaß sozialer Relevanz. Die verheerenden kulturellen Folgen der Kriegszeit waren sicher auch ein Grund dafür, daß die Kavalierstour für den Adel der Reichsterritorien eine so besondere Relevanz erlangte. Die gerade über diese Reisen realisierte Übernahme von Standards französischer Hofkultur veranlaßte bekanntermaßen Kritiker schon bald zur Klage, daß man „denjenigen fast für keinen ehrlichen Kerl passiren lassen wil / ... der die Frantzösische Sprach / wo nicht zu reden / doch zum wenigsten zu redbrechen weiß“, während Befürworter davon sprachen, daß der bedauerlichen Zügellosigkeit deutscher Kavaliere nicht „leichter zu helffen [sei] / als wann sie in den Frantzösischen freyen Compagnyen behöbelt werden ...“¹².

Die dann bis ins zweite Drittel des 18. Jh. andauernde zweite Hochzeit der Kavalierstour ist wohl als deren eigentliche Blütezeit anzusprechen. Charakteristisch dürfte dabei zum einen die Fortentwicklung der spezifisch adligen Bildungsinhalte entsprechend des in Frankreich formulierten Ideals des „Honnête Homme“ sein¹³, wobei der Ausprägung der Höflichkeit vor-

¹⁰ J. J. Berns, *Peregrinatio academica und Kavalierstour*, in: C. Wiedemann (Hg.), *Rom-Paris-London. Erfahrung und Selbsterfahrung deutscher Schriftsteller und Künstler in fremden Metropolen*, Stuttgart 1988, S. 156.

¹¹ J. Stagl-K. Orda-C. Kämpfer, *Apodemiken. Eine räsonierte Bibliographie der reise-theoretischen Literatur des 16., 17. und 18. Jh.* (= Quellen und Abhandlungen zur Geschichte der Staatsbeschreibung und Statistik 2), Paderborn 1983, S. 119; K. Keller, *Von der Nützlichkeit des Reisens. Bemerkungen zu Erscheinungsbild und Konsequenzen der Kavalierstour am Beispiel sächsisch-thüringischer Befunde*, erscheint in: W. Paravicini (Hg.), *Grand Tour. Adliges Reisen und europäische Kultur vom 14. bis zum 18. Jh.*

¹² *Die rechte Reise-Kunst, Oder: Anleitung, wie eine Reise mit Nutzen in die Fremde, absonderlich in Franckreich anzustellen ...*, Frankfurt a. M. 1674, S. 1, 16.

¹³ R. Reichardt, *Der Honnête Homme zwischen höfischer und bürgerlicher Gesellschaft. Seriell-begriffsgeschichtliche Untersuchungen von Honnêteté-Traktaten des 17. und*

rangige Bedeutung zukam. Die primäre Orientierung der Reisenden auf Frankreich und die oberitalienischen Höfe zeigt die Wirkungskraft dieses kulturellen Leitbildes, das im gleichen Zeitraum in Traktaten und Handbüchern der Weltklugheit differenzierte Ausformulierung fand. Zum anderen war in diesem Zeitraum wohl die soziale Relevanz und distinktive Bedeutung der Reise am stärksten ausgeprägt. Dabei zeichnet sich ab, daß höfische Karrieren im weiten Sinne des Wortes, also unter Einschluß von Militär und Verwaltung, nach 1660 kaum noch ohne eine Ausbildung möglich waren, die höfische wie sachliche Aspekte umfaßte.

Die zeitliche Verortung des Endes der Kavalierstour im eigentlichen Sinne ist momentan noch problematisch. Als sicher kann gelten, daß ein allmählicher Prozeß der Angleichung an die aufgeklärte bürgerliche Bildungsreise stattfand, in dessen Verlauf die charakteristischen Elemente der Standesbildung wie die Exercitien verschwanden und die Höfe in ihrer Attraktivität für die Reisenden gegenüber antiken Sehenswürdigkeiten, Bibliotheken, Gelehrtenbesuchen und schließlich auch Naturbeobachtungen weiter einbüßte¹⁴. Die zu Beginn des 18. Jh. schärfer werdende Hofkritik und die von Rolf Reichardt konstatierte Stagnation in der Diskussion des Eliteideals „Honnête Homme“ deuten sicher einen Niedergang an, aber noch in der zweiten Hälfte des 18. Jh. absolvierten politische Funktionsträger des Alten Reiches Reisen vom Typus der Kavalierstour¹⁵.

Von der mittelalterlicher Ritterfahrt unterscheidet sich die Kavalierstour also durch ihr eindeutiges und in pädagogisch-apodemischen Schriften fixiertes Bildungspotential (dazu gleich) ebenso wie durch die zeitliche Fixierung im Lebenslauf als Abschluß der Ausbildung. Dem entsprach auch ihr mehr und mehr regelhafter Ablauf, was Zielorte, Reiserouten und Art und Ausmaß faktisch vorgeschriebener Besichtigungen betraf. Von der bürgerlich-akademischen Bildungsreise unterscheidet die Kavalierstour ihr stark von adligen Exercitien und dem Erwerb höfischer Kompetenz geprägtes Bildungsprogramm und die ausschließliche Orientierung auf den eigenen sozialen Raum, keineswegs aber das Fehlen von Zweckrationalität, wie

18.Jh., in: AKG 69 (1987), S. 349, 368; H. Scheffers, Höfische Konvention und die Aufklärung. Wandlungen des honnête-homme-Ideals im 17. und 18. Jh, Bonn 1980.

¹⁴ T. Grosser, Reisen und soziale Eliten. Kavalierstour-Patrizierreise-bürgerliche Bildungsreise, in: M. Maurer (Hg.), Neue Impulse der Reiseforschung, Berlin 1999, S. 135-176.

¹⁵ Reichardt (wie Anm. 13), 368 ff., Christoph Frank u. a., Europareisen der politischen Funktionsträger des Alten Reiches (1750-1800). Reisen und Aufklärung in interdisziplinärer Perspektive, in: Frühneuzeit-Info 10 (1999), S. 279.

manche Arbeiten zur Bildungsreise der Aufklärungszeit glauben machen wollen¹⁶. Und ebenso wenig scheint es gerechtfertigt, mit älteren Arbeiten zur höfischen Kultur davon auszugehen, daß es sich bei der Kavaliertour um bloße Geldverschwendung für eine Erholungsreise gehandelt habe¹⁷. Daß in Hinsicht auf den sozusagen wissenschaftlichen Bildungserfolg einer konkreten Kavaliertour Vorbehalte gerechtfertigt sein können, ist unbestreitbar; das Konzept der Tour als Institution zum Erwerb von Standesbildung kann jedoch kaum angezweifelt werden.

Dies signalisiert nicht zuletzt die Bedeutung der Kavaliertour für den Bildungserwerb im oben genannten Sinne: Das Reisen war zum einen als Abschluß der langjährigen Ausbildung in Latein, Französisch und Italienisch sowie im Tanzen, Reiten, Fechten, Ball- und Kartenspiel sowie eventuell in Musik oder Zeichnen unabdingbar – all diesen „Exercitien“ konnte erst ein Aufenthalt in Frankreich und Italien den letzten Schliff verleihen¹⁸. Des Reisens vornehmster Zweck war es zum zweiten aber auch, „eine propre habitue und geschickliche practic in dem weltlichen Leben durch viele erfahrung und allerhand tapfere gesellschaften großer und ausgewiesener perßonen weniger nicht als durch eigene application und genaue beobachtung, was hin und wieder lobenswürdig und nachtheilig vorkombt“ zu erlangen¹⁹. Kommunikative Kompetenz sollte also die in verschiedenen Studienplänen als Grundbildung ausgewiesenen Kollegien in Geschichte, Ju-

¹⁶ Z. B. H. E. Bödeker, Reisen: Bedeutung und Funktion für die deutsche Aufklärungsgesellschaft, in: W. Griep – H. W. Jäger (Hg.), Reisen im 18. Jh. Neue Forschungen, Heidelberg 1986, S. 91-110; W. Martens, Zur Einschätzung des Reisens von Bürgersöhnen in der frühen Aufklärung (am Beispiel des Hamburger „Patrioten“ 1724 – 1726), in: Ebenda, S. 34-49.

¹⁷ So die ältere Kulturgeschichtsschreibung, tendenziell aber auch noch K. Beyrer, Die Postkutschenreise (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 66), Tübingen 1985, S. 107; H. de Ridder-Symoens, Die Kavaliertour im 16. und 17. Jh., in: P. Brenner (Hg.), Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur, Frankfurt a. M. 1989, S. 219; W. Siebers, Ungleiche Lehrfahrten – Kavaliere und Gelehrte, in: H. Bausinger u.a. (Hg.), Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus, München 1991, S. 47-57.

¹⁸ P. Többicke, Höfische Erziehung. Grundsätze und Struktur einer pädagogischen Doktrin des Umgangsverhaltens nach den fürstlichen Erziehungsinstruktionen des 16. bis zum 18. Jh., Darmstadt 1983, S. 51 f.; Scheffers (wie Anm. 12), S. 47 f.; Grosser (wie Anm. 3), S. 56; W. H. von Hohberg, Georgica curiosa, oder: Adeliges Landleben ..., Nürnberg 1687, S. 153 ff.; Talander [August Bohse], Der getreue Hof-Meister adelicher und bürgerlicher Jugend ..., Leipzig 1703, S. 319-338; J. Henner, Politischer Discurs de Arte Apodemica ..., Tübingen 1609, S. 32 f.

¹⁹ Zitiert nach N. Hammerstein, Fürstenerziehung in der frühen Neuzeit am Beispiel Hessen-Homburg, in: Bad Homburg von der Höhe 782-1982. Beiträge zur Geschichte, Kunst, Literatur, Bad Homburg 1983, S. 154.

risprudenz, Rhetorik, Politik und Staatsverfassung, Mathematik usw. ergänzen. Auch Balthasar Gracian hatte der „Kunst der Unterhaltung“ besonderen Stellenwert beigemessen, „... denn sie ist es, in der ein ganzer Mann sich produziert. Keine Beschäftigung im Leben erfordert größere Aufmerksamkeit, denn gerade weil sie die gewöhnlichste ist, wird man durch sie sich heben oder stürzen.“²⁰ Dem Hofmann sollte kein Thema zu diffizil sein, es mit Anmut und Esprit behandeln zu können.

Die geforderte kommunikative Kompetenz wurde dabei auf dem zeittypischen Weg der Beobachtung und Nachahmung in konkreten Situationen erlernt und durch Übung „poliert“ und geschliffen. Ein Hofmeister bezeichnete 1687 die Konversation als „das nöthigste und vornembste ... einen jungen menschen zu perfectionieren“ und äußerte die Hoffnung, daß der Zögling „...ein wenig mehr reden, und einem jeden etwas obligeantes zusagen sich bemühen wolte. Bis dato habe es noch nicht wie ich wohl gewünscht erhalten können, lebe aber immer der hoffnung [daß] es mit der zeit kommen solle, weil man umb an einem orte estimirt und wohl angesehen zu seyn einen jeden durch honeteté und mit einen guten worte zugewinnen gewiß sich befleißigen muß.“²¹ In der so entwickelten Kombination von kommunikativer Kompetenz, Sicherheit im Umgang bei Hofe, von Beherrschung der Affekte im Sinne von Zeremoniell und Etikette und Bildung, die allerdings keineswegs den Grad von „Buchgelehrsamkeit“ erreichen mußte, bestand für die Zeitgenossen ein wichtiger Ausweis adliger Tugenden, die wiederum als Legitimierung sozialer Stellung und politischen Einflusses von Bedeutung waren²². Zwar konnte auch ein Amtsträger bürgerlicher

²⁰ B. Gracian, *Handorakel und Kunst der Weltklugheit*, mit einer Einl. von K. Voßler, 13. Aufl. Stuttgart 1992, S. 121; zur kommunikativen Kompetenz vgl. auch Scheffers (wie Anm. 13), S. 33, 49; J. C. Wagenseil, *Von Erziehung eines Jungen Printzen ...*, Leipzig 1705, S. 237 ff.

²¹ Zitiert nach K. Keller (Hrsg.), „Mein Herr befindet sich gottlob gesund und wohl“. *Sächsische Prinzen auf Reisen* (= Deutsch-französische Kulturbibliothek 3), Leipzig 1994, S. 209, 221; vgl. auch G. Heiß, *Bildungsverhalten des niederösterreichischen Adels im gesellschaftlichen Wandel. Zum Bildungsgang im 16. und 17. Jh.*, in: *Spezialforschung und „Gesamtgeschichte“*. Beispiele und Methodenfragen zur Geschichte der frühen Neuzeit (= Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit 8), Köln-Wien 1982, S. 153 f., 155; J. C. Nemeitz, *Séjour de Paris, oder: Getreue Anleitung, Welcher Gestalt Reisende von Condition sich zu verhalten haben, wenn sie ihre Zeit und Geld nützlich in Paris anwenden wollen*, Leyden 1724, T.1, S. 36 f.; Hohberg (wie Anm. 18), S. 153-155.

²² Talander (wie Anm. 18), S. 19 f.; Gustafsson (wie Anm. 7), S. 126 f.; A. Jouanna, *Die Legitimierung des Adels und die Erhebung in den Adelsstand in Frankreich (16.-18. Jh.)*, in: W. Schulze (Hg.), *Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität*, München 1988, S. 165-177.

Herkunft durch seine Bemühungen dieses Maß an Tugend erwerben, aber Aufwand und Umstände für die unabdingbar notwendigen Reisen usw. begrenzten den tatsächlichen Zugang auf eine schmale bürgerlich-patrizische Elite.

Vorraussetzung für den Erwerb dieser adligen Tugenden und zugleich Nachweis für deren Beherrschung war dabei auf Reisen das Schließen von Bekanntschaften, die Abstattung von Besuchen, die Zulassung zur Audienz, alles freilich – wie schon der Wortgebrauch andeutet – im passenden sozialen Rahmen und in standesgemäßer Form. Die Reise diente nicht zuletzt zur Verortung der Einzelperson wie der in ihr präsenten adligen Familie innerhalb einer in ihrem Wertesystem nationale Grenzen überbrückenden Adelsgesellschaft²³. Reiseziele und Besichtigungen wie Besuche prominenter Personen und bekannter Solennitäten wurden nach einem vorgegebenen Kanon ausgewählt unter dem Gesichtspunkt, ob sie Möglichkeiten des erwünschten Wissenserwerbs im inhaltlichen wie formalen (Zeremoniell) Sinne boten, ob ihr Besuch sozial prestigeträchtig war. Individuelle Interessen blieben zwar nicht ganz unberücksichtigt, waren für Planung und Realisierung der Reise aber von nachgeordneter Bedeutung

Für den Kanon des Wissenserwerbs und die dazu erforderlichen Reisestationen gaben dabei Reiseliteratur und Bildungstraktate den wesentlichen Rahmen vor²⁴; aus ihren Normierungen lassen sich damit heute Rückschlüsse auf Realitäten adligen Reisens ziehen. Daß vor allem die Reiseliteratur in den letzten zwei Jahrzehnten neues wissenschaftliches Interesse gefunden hat, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Selten sind aber unter zeitgenössischer Reiseliteratur Druckschriften zu finden, die den Verlauf einer konkreten Kavaliertour nachzeichnen, die also den Zusammenhang von Reiseliteratur und Reiserealität, die Transferfunktionen, Wahrnehmungsmuster etc. der Grand Tour deutlich werden lassen. Einzelne Beispiele wie der „Hochfürstlich brandenburgische Ulysses“ Sigmund v. Birckens und die „Wunderlichen Begebnisse“ des Herzogs Ferdinand Alb-

²³ Keller (wie Anm. 21), S. 482 ff.

²⁴ Z. B. Wagenseil (wie Anm. 20), S. 211 ff.; Henner (wie Anm. 18), S. 81 ff.; G. S. Treuer, *Exercitatio politica de licentia peregrinandi ...*, Helmstedt 1720, S. 141 f.; W. Bromley, *Remarks in the Grand Tour of France and Italy* [1691], 2. Aufl. London 1705, S. 106: „Mr. Lassels, in his Voyage of Italy, has been so particular in his Description of Rome, and acquainting his Reader with the many glorious Titles that have been, and are still given to this great City. That what he has to supersede the Endeavours of any coming after him. I confess, there is no room to add more on the latter subject, though the former is so copious, that (without any detracting from his Accuracy) a curious Observer may yet find Matter to fill up his Journals ...“.

recht v. Braunschweig-Lüneburg oder die Beschreibung einer Fürstenreise im „Diarium Italicum“ des Johann Balthasar Klaute²⁵ liegen zwar vor, aber von „Realitäten“ bleiben sie weit entfernt. Sie verfolgen vielmehr, wie schon der fürstliche Stand der Reisenden signalisiert, spezielle Repräsentationsabsichten²⁶, waren huldigende Darstellungen einer sorgsam inszenierten Reise, ohne auf dem Grat zwischen Fiktion und Realität gänzlich ins literarische „abzugleiten“.

In diesem Defizit an greifbaren Quellen liegt auch ein Grund dafür, warum über den Stellenwert der Kavalierstour in Bezug auf Wissensvermittlung und -verbreitung im Vergleich zur bürgerlichen Bildungsreise noch wenig nachgedacht worden ist. Es gibt jedoch die Möglichkeit, anhand der über Familienarchive verstreuten, ungedruckten Überlieferung nicht nur die Problematik der erwähnten Reiseberichte herauszuarbeiten, sondern auch zusätzliche Informationen und Dimensionen der Kavalierstour allgemein zu erschließen. Als zentrale Quellentypen, denen serieller Charakter eignet, sind in diesem Zusammenhang Reisediarien, Rechnungen, Briefe und Leichenpredigten zu bezeichnen. Die ebenfalls häufig anzutreffenden väterlichen Instruktionen für den begleitenden Hofmeister²⁷ bzw. den Reisenden selbst bleiben hier außer Acht, weil sie vorrangig präskriptiven, nicht wie die anderen Quellengruppen registrierenden respektive tradierenden Charakter haben. Sie können allerdings als Indiz für die Umsetzung apodemisch-pädagogischer Literatur in die familiäre Praxis gelten, wenn dort aufgenommene und die in der apodemischen Literatur beinhalteten Verhaltensmaßregeln für den Reisenden bzw. seinen Hofmeister verglichen werden.

²⁵ S. v. Birken, Hochfürstlich brandenburgischer Ulysses, Oder: Verlauf der Länder Reise, welche ... Herr Chrsitian Enrst Marggraf zu Brandenburg ... verrichtete, 4 Tle. Bayreuth 1669; Ferdinand Albrecht I. v. Braunschweig-Lüneburg, Wunderliche Begebnüssen und wunderlicher Zustand in dieser wunderlichen verkehrten Welt ..., Braunschweig 1678; J. B. Klaute, Diarium italicum, Oder: Beschreibung derjenigen Reyse, welche ... Herr Carl, Landgraff zu Hessen ... Anno 1699 ... angetreten, Kassel 1722.

²⁶ Grosser (wie Anm. 3), S. 38 f.

²⁷ L. Fertig, Der Hofmeister. Ein Beitrag zur Geschichte des Lehrerstandes und der bürgerlichen Intelligenz, Stuttgart 1979; ausführlich auch zum Verhalten des Hofmeisters resp. der Reisenden Treuer (wie Anm. 24), S. 120-161; W. B. v. Tschirnhaus, Getreuer Hofmeister auf Academien und Reisen ..., Hannover 1727, Anlage.- Zum Quellenkorpus der Reisen insges. vgl. auch Frank u. a. (wie Anm. 15), S. 280 f.

Diarium

Quelle: Auszug aus dem Diarium des sächsischen Kurprinzen Johann Georg IV. während seines Aufenthaltes in Paris im Winter und Frühjahr 1686

„17./27.03.1686

Haben ihre Durchlaucht frühe geritten und getantzt, nachmittage ist der ingenieur bey sie gewesen, worauff die zu der Herzogin von Hannover gefahren, und abends des Herrn Geheimbde Rath Einsiedels sohn bey der mahlzeit gehabt.

18./28.03.1686

Haben seine Durchlaucht frühe getanzt und ist der französische sprachmeister bey sie gewesen. Nachmittage seind sie mit der Herzogin von Hannover und denen Prinzeßinnen ausgefahren, die solennitæten mit anzusehen, so bey auffgerichteter ehren seule ihrer Mayestet des Königes vorgenommen worden, abends speisten sie alleine, nach gehaltenen taffel fuhren seine Durchlaucht wiederumb aus, das angestellte feuerwerck mit anzusehen.

19./29.03.1686

War des morgens der tanzmeister und italiänische sprachmeister bey ihrer Durchlaucht, nachmittags kam der Herzog von Hollstein nebenst seinem Hofmeister zu sie, auff dieses fuhren sie nach der Luxembourg Madame de Guise zu besuchen, von da au cours de la reine. Abends war des Herrn Geheimbde Rath von Werthers sohn bey der mahlzeit.

20./30.03.1686

Seind ihre Durchlaucht des morgens nach Versailles gereiset und gegen 10 uhren daselbst angelanget, hierauff haben sie sich nach hoffte tragen laßen, uns seind bey Madame, bey Monsieur, Madame la Dauphine und ihrer Mayestet dem Könige gewesen, auff dieses haben sie sich gar späthe wieder in ihr logis begeben. Nach der mahlzeit seind seine Durchlaucht wiederumb zu Madame gegangen und von dar zu Madame la Dauphine, daselbsten die vermählungsceremonien M. de Tangeau mit dem gräfflichen Fräulein von Löwenstein, so in beyseyn ihrer Mayestet und des ganzen königlichen hauses geschehen, mit anzusehen. Nach diesem haben sie der französischen opéra so in Madame la Dauphine vorgemach abgesungen worden mit beygewohnt, und seind auff befehl Madame la Dauphine von Madame la

Duchesse d'Arpajou Dame d'honneur placiret worden. Als die opéra geendiget haben sie sich wiederumb nach ihrem logis begeben.“²⁸

Derartige Diarien als Reise“tagebücher“ wurden in der apodemischen Literatur den Reisenden bzw. ihren Begleitern vielfach zur Pflicht gemacht, um Besichtigungen, Bekanntschaften, Beobachtungen, Informationen aufzuzeichnen²⁹. Sie waren wie im Beispiel nach Tagen, häufiger aber nach Reiestationen gegliedert, wobei die manchmal wesentlich ausführlicheren Texte oft nach Notizen erst nach Abschluß der Reise formuliert wurden. Dabei griff man dann wohl auch auf Reiseliteratur zurück, so daß derartige Texte nicht selten ein Gemisch aus eigener Reise und fremden Versatzstücken darstellen.

Geführt wurden Diarien einerseits – so auch die Reiseliteratur mit ihren Empfehlungen – als Gedächtnisstütze für den Reisenden selbst und als Nachweis der standesgemäßen Reise, die genau die Besichtigungen und Besuche beinhaltete, die man von einem jungen Mann von Stand erwartete. Damit richteten sie sich andererseits aber auch an die Familie des Reisenden, die an einer standesgemäßen Ausgestaltung der Reise gleiches Interesse hatte, wie der junge Herr von Adel selbst. Charakteristisch für diese Reisetagebücher ist, daß sie weder zu Lebzeiten, noch im Nachhinein durch Angehörige zum Druck gebracht wurden. Einzelne Beispiele stammen ausnahmslos erst aus dem 19. und 20. Jh.³⁰, denn die durch den Druck bewirkte prinzipielle Verfügbarkeit des auf Reisen erworbenen Wissens hätte dem oben angedeuteten Anspruch auf soziale Exklusivität widersprochen. Dessen ungeachtet muß man freilich davon ausgehen, daß Diarien eine gewisse standesinterne Publizität trotzdem erreichten. Sie wurden vermutlich in der Familie herumgereicht, sie dienten dem Nachweis der Reise als solcher sowie ihres ehrenhaften, standesgemäßen Ablaufes gegenüber folgenden Ge-

²⁸ Keller (wie Anm. 21), S. 73-75.

²⁹ Stagl (wie Anm. 11), S. 361 f.; Treuer (wie Anm. 24), S. 141 f.; F. Bacon, Vom Reisen in fremde Länder, in: Ders., Getreue Reden, die Sitten- Regiments- und Hauslehre betreffend ..., Nürnberg 1654, S. 129.

³⁰ G. Eckhardt (Hg.), Das italienische Reisetagebuch des Prinzen August von Sachsen-Gotha-Altenburg 1777-78 (= Schriften der Winckelmann-Gesellschaft 9), Stendal 1985; C. Sanke, Herr Georgen von Fürst, eines berühmten Cavaliers aus Schlesien, Curieuse Reisen durch Europa ..., Sorau 1739; H. Lahrkamp, Die Kavalierstour des Philipp Bernhard Freiherr v. Virmond im Jahre 1639 (= Schriftenreihe des Landkreises Kempen-Krefeld 10), Kempen 1960; F. Rudolph, Von Reisen Fürstlicher junger Herrschafft, in: Ders., Gotha Diplomatica, oder: Historische Beschreibung des Fürstenthums Sachsen-Gotha ..., Teil II, Frankfurt a. M.-Leipzig 1717, S. 333-376 [für 1668]; B. Schweinitz (Hg.), Die Reise des Kronprinzen Wladyslaw Wasa in die Länder Westeuropas in den Jahren 1624-25, München 1988.

nerationen. Daß der erwähnte „Brandenburgische Ulysses“ an Verwandte und Standesgenossen verschickt wurde, daß sich Abschriften der Diarien kursächsischer Prinzen sowohl in ernestinischen Archiven wie in dem des Leipziger Rates fanden, läßt diese Publizität immerhin schemenhaft erkennen³¹.

Der Inhalt der Reisediarien differierte trotz literarischer Vorgaben beträchtlich nach Alter, Stand und Interessen des Reisenden; besonders junge Adlige von hoher und höchster Abkunft werden gewöhnlich das regelmäßige Notieren der Ereignisse eher mitreisenden Hofmeistern oder Sekretären überlassen haben. Läßt sich also manchmal (wie im Beispiel) der Tagesablauf mit Besuchen, Besichtigungen, Empfängen, aber auch dem Unterricht durch Sprach-, Tanz-, Exercitienmeister nachvollziehen, so dominiert doch oft eher eine kursorische Beschreibung der Aufenthalte an den einzelnen Reisestationen, wenn auch mit im wesentlichen gleichen Inhalten. Je nach Ausformung des Diariums differiert auch die Überlieferungsleistung des Textes. Noch in seiner knapperen Form lassen sich aber zumindest die Reiseroute und wichtige Besichtigungen auf die einzelne Person beziehen; damit wird dann eine Individualisierung von Rezeption und (begrenzt) auch von Transfer möglich, was vor allem für prominente Personen bedeutsam sein kann, die selbst wieder als Multiplikatoren kultureller Standards dienen konnten³². Erkennbar werden aber über festgehaltene Bekanntschaften auch die Verknüpfungen einzelner Personen mit adligen sozialen Netzen; nicht selten lassen sich auch Rückschlüsse auf die Rezeption von Festkultur und Hofleben durch die Reisenden ziehen.

In einigen Fällen – und anscheinend desto mehr, je weiter man ins 18. Jh. vordringt – kann man bei den Diarien jedoch auch mit einer stärkeren Individualisierung des Textes rechnen. Es gibt Beispiele von Diarien, die eine Vielzahl alltagskultureller Angaben bis hin zur Meinungsäußerung über einzelne Beobachtungen oder Sachverhalte beinhalten und damit zumindest an einigen Punkten den Blick des Reisenden auf das Fremde, selektive und kritische Wahrnehmung und Rezeption der Umgebung erkennen lassen. Dies ist beispielsweise an einigen Stellen in den Reiseaufzeichnungen Georg Friedrich v. Eulenburgs der Fall, eines preußischen Adligen, der etwa 1658 zu Ostern in Paris weilte:

³¹ Grosser (wie Anm. 3), S. 40; Keller (wie Anm. 21), S. 12-19.

³² K. Keller, August der Starke auf Reisen. Umstände und Folgen seiner Kavaliertour der Jahre 1687 bis 1689, in: August der Starke und seine Zeit, Dresden 1995, bes. S. 29 ff.; die Reisestationen im einzelnen bei Keller (wie Anm. 21), S. 189 ff.

„19. April Freitag, hörten wir den prêtre Senant à S. Estienne du Mont 3 stunden lang über die passion predigen, daß die Leuthe bitterlich weinten. Dieser Tage verkauffte man ein Bild eines monstri, so deß Maréchal de Meilleray, Gouverneur auß Bretagne, Schiff-Leuthe von den Wilden auß Madageascar sollten mitgebracht haben. Das Monstrum selbst ist nicht ans Licht kommen, die figur ist genommen aus Schandely Chronique, so dato 1493 zu Nürnberg gedruckt.

21. April Am Ostersonntage touchirte der König 964 Kranke, unter welchen ein Junger Pfaff, der 7te Sohn seiner Eltern ohn Zwischen Geburth eines Weibleins gebohren, dem nach vorhergehenden touchiren des Königs man gleich Macht und Krafft zuschreibet.

24. April Mittwoch, sahen wir den König und Monsieur nach genommenen Abscheid von der Königin und Princessin von England hinterm Palais Royal in der Maillenbahn spielen, und nachmittags treflich Teppiche aufm Louvre machen.“³³

Brief

Quelle: Briefe aus Paris des sächsischen Prinzen Friedrich August I. bzw. seines Hofmeisters Christian August v. Haxthausen an Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen

„Durchläuchtigster Churfürst gnädiger Herr vatter,

ich habe diese gelgenheit nicht wohllen verbeü gehen laßen, euer Gnaden unterthenigst mit dißen auf zu warten und zu berichten, wie das ich zu St. Clou geweßen alwo Monsieur Monseigneur eine kommedige gab und hernager dractirte. Madam hat sich auch gar sehr vor mig interessiret. Ich wollte winschen das ich euer Gnaden hätte mit meren auf warten können aber es passiret nichts das ich euer Gnaden hätte schreiben können recommandire mich in dero gnad der ich mit respect verbleibe euer Gnaden

untertehnigster dreigehorsamster Sohn

Friedrich Augustus Herzog zu Sachßen

Paris den 18. juli 1687“

³³ G. Sommerfeld, Das Reisetagebuch des Freiherrn Georg Friedrich zu Eulenburg (1656-1662), T. VI, in: Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft Masovia (Lötzen) 19 (1913), S. 127.

„Durchleüchtigster Churfürst gnädigster Herr,

Euer churfürstlichen Durchleüchtigkeit versichere in unterthänigkeit, daß mein Herr gott sey danck gesund und wohl ist, auch sich täglich der lufft, der hießigen speiße und hizigen getränckes beßer gewehnet. Am sonntag war er zu Versailles seine cour bey Madame la Dauphine zumachen, im rückwege gab er an Monsieur und Madame die visite zu St. Clou, welche den Herren Graffen ³⁴ baten des andern tages, da Monseigneur hinkommen würde eine comedie anzusehen, sich auch wieder einzufinden, seind wir also nach vollendeten exercitien alß die sprachen tanzen, die historie und politique nachmittags hinauß gefahren. Weil die comedie sehr spät angangen, verlangete Madame, daß der Herr Graff bleiben, und mit der Duchesse de Vantadour des abends eßen müchte, da niemand frembdes hinkommen würde, sie es auch deswegen so eingerichtet und vor meinen Herren gesorget hätte, daß ich es verantworten könnte, ist der Herr Graff da geblieben, und hat zugleich den beeden Prinzen von Hannover mit gemeldter Duchesse gegeßen, weil Madame etlichemal es verlangt, und dem Herren Graffen in allen gar sehr höfflich begegnet, auch meine entschuldigungen nicht annehmen wollte. Hoffe ich [daß] euer churfürstliche Durchleüchtigkeit nicht ungnädig deüten werden, daß mein Herr, in dem es schon spät die abend mahlzeit alda genommen, über dem auch wegen der ceremonien nichts vorgangen, daß meinem Herren im geringsten prejudicirlich seyn können.

Wie ich es mit der revisite bis dato gehalten, werden euer churfürstliche Durchleüchtigkeit auß meinen unterthänigsten vorigen gnädigst ersehen haben. Der kayserliche und brandenburgische Envoyér haben dem Herren Graffen die visite noch nicht gegeben, ob wohl sie gnugsam wißen, wer er sey, wenn sie aber kommen, werden euer churfürstliche Durchlaucht gnädigst erlauben, daß mein Herr sie nach gelegenheit wieder besucht. Heute ist mein Herr bey dem dänischen Envoyé geweßen. Man höret alhier von nichts reden, daß der König dies jahr vornehmen müchte, es ist alles stille und in großer ruhe, man fraget aber fleißig nach den zeitungen auß Ungarn, darnach man wohl einige mesures nehmen müchte. Ich befehle mich demütigst in dero hohe gnade, und ersterbe mit unterthänigstem respect und devotion

gnedigster Herr euer churfürstlichen Durchleüchtigkeit

³⁴ Friedrich August reiste unter dem Namen eines Grafen v. Leisnig; durch derartige Incognitos suchten reisende Fürsten Rangstreitigkeiten und anderen zeremoniellen Problemen aus dem Weg zu gehen.

unterthänigster treu gehorsambster knecht

Christian August von Haxthausen

*Paris den 18. Juli 1687*³⁵.

Mit dem Brief hat man wohl die direkteste Form der Reiseberichterstattung nach Hause vor sich, wobei – ganz wie das Beispiel es signalisiert – häufig Briefe sowohl vom Reisenden selbst wie vom Hofmeister verfaßt wurden, wobei dessen Berichterstattung im allgemeinen umfangreicher und regelmäßiger ausfiel. Dies gehörte auch zu seinen Verpflichtungen gegenüber der Familie oder ggf. den Vormunden seines Schützlings. Briefe an Außenstehende, an Nicht-Familienmitglieder mögen wohl auch vorgekommen sein, gehörten aber zu den Ausnahmen.

Der Inhalt der Briefe war selbstverständlich sehr breit gefächert und von individuellen Reiseerfahrungen und -problemen abhängig, aber die beiden zitierten Briefe machen doch dessen wichtigste Rubriken deutlich: Gesundheit, Sozialkontakte, Bekanntschaften durch Besuche oder Gemeinschaft bei Tisch, Mitteilungen über standesgemäße Behandlung bei öffentlichen Auftritten bzw. offiziellen Besuchen, aber auch politische Informationen über die Situation im Reiseland bzw. dessen politische Interessen. Im zitierten Beispiel aus einem im Kontext einer fürstlichen Kavaliertour entstandenen Briefwechsel taucht ein zentraler Punkt freilich nicht auf, der sonst adlige Briefwechsel weitgehend dominiert – das Geld. Die Reisefinanzierung war offenbar nicht nur wegen der Übermittlung von Wechseln, die nicht selten länger dauerte, als man gerechnet hatte, ein häufig diskutierter Gegenstand. Die jungen Herren neigten vielmehr auch dazu – das wird wenig überraschen – auf Reisen mehr auszugeben, als die Familie geplant hatte. Das führte nicht nur dann zu Komplikationen, wenn das familiäre Budget ohnedies schon durch die zusätzlichen Kosten der Reise arg strapaziert war, sondern gab auch zu prinzipiellen brieflichen Debatten um Reisekosten und Reiseumstände Anlaß:

So klagte Carl Ludwig von dem Knesebeck, der sich 1717 in Genf aufhielt, beim Vater heftig über das Ausbleiben des erbetenen zusätzlichen Wechsels, welches ihn „... nachgerade bald zur desperation bringen [würde], daß man mir in der frembde sitzen lest, und keine anstalt machet wie man soll die wechsel empfangen. Ich glaube daß keine miserable creatur in der welt

³⁵ Keller (wie Anm. 21), S. 206-07.

ist, als ein etrange ohne Geld.³⁶ Und Friedrich v. Werthern schrieb 1650 aus Leyden an seine verwitwete Mutter, daß es, da der letzte Wechsel ausgeblieben war, „...ettwaß schwer her [gehet], dan ohne geld in der Frembde zumahl im anfang zuleben uberauß mühsamb. ... Eß kostet hier sehr viel, wiewohl noch ziemlich gutte accomodation, zumahl weil ich mich von fuß auf neu kleiden muß undt auch in der Sprachen, Fechten undt tantzen mich gerne uben wollte, wie dan auch bißweilen ein buch zu kauffen, umb mein studiren fortzusetzen, höchstnöthig.“³⁷

Erhöhter finanzieller Aufwand, das deutet schon die Formulierung Friedrichs v. Werthern an, war freilich keineswegs immer Produkt übertriebenen Luxus' des Reisenden, er konnte auch aus überhöhten Forderungen von Fuhrleuten oder Wirten resultieren, die die jungen Herren zuweilen als vermögender betrachteten, als sie wirklich waren³⁸. Hinzu kamen manchmal auch soziale Zwänge, die ebenfalls aus den Briefen erkennbar werden, etwa, wenn ein junger Reisender in Paris oder Rom Bekanntschaft mit hochgestellten Personen schloß, aus denen sich dann erhöhte Aufwendungen für repräsentative Kleidung, der Unterhalt einer Kutsche etc. ergeben konnten. Repräsentationspflichten in anderer Hinsicht werden schließlich auch aus dem letzten Absatz des zitierten Briefes von Haxthausen deutlich: Die trotz Incognito standesgemäße Visite der Botschafter anderer Reichsfürsten und deren Erwidern verdeutlichen, daß der junge Herzog auch in der Fremde sozialen Zwängen unterlag, die sich auf anderer Ebene auch bei Reisenden geringeren Ranges in der Korrespondenz erkennen lassen.

Auf einen weiteren inhaltlichen Bereich der Reisekorrespondenz weist schließlich die Bemerkung im Brief des jungen Friedrich August hin, er wünschte, dem Vater „mit meren auf warten [zu] können aber es passiret nichts das ich euer Gnaden hätte schreiben können“. Diese Formulierung deutet nicht etwa auf besondere Begriffsstutzigkeit des jungen Mannes, der aus Paris nichts zu schreiben wußte, sondern sagt lediglich, daß es wohl wegen der sommerlichen Abwesenheit des Hofes nichts an kuriosen oder brisanten Anekdoten aus dem Umkreis des Königs zu berichten gäbe. Kuriositäten und Hofklatsch wurden dabei nicht nur als amüsante Details in den Briefen gern übermittelt. Auch der junge Herzog wußte, daß sein Vater

³⁶ LAMAG Außenstelle Wernigerode, Rep. H. Tylsen Nr. 16, Bl. 373 (13.04.1717).

³⁷ LAMAG Außenstelle Wernigerode, Rep. H. Beichlingen Nr. 2055, unpag. (6.05.1650).

³⁸ Zu Finanzproblemen auf Reisen vgl. Keller (wie Anm. *), S. 266 f.

nicht nur anekdotische Interesse an derartigen Details hatte – Hofklatsch³⁹ muß vielmehr als „Herrschaftswissen“, als Mittel sozialer Segregation und Beitrag zur Konversationskultur bei Hofe zugleich betrachtet und gewertet werden.

Die überlieferten Inhalte der Briefwechsel entsprechen also in vieler Hinsicht weitgehend denen der Diarien, insbesondere dann, wenn es sich um detaillierte tägliche Notizen handelte. Zumeist enthalten sie jedoch zusätzliche Informationen über die Reiseumstände (Geldnöte, Überfälle, Unfälle) und – allerdings gewöhnlich nur implizit – auch Hinweise auf Einschätzungen und Wertungen des Reisenden. Zudem geben sie nicht selten Hinweise zur durchaus differenzierten Transferfunktion der Reise. Beispielsweise bat 1718 ein junger Herr v. Heynitz seine Mutter um Geld, damit er „...in Franckreich noch was einkauffen [könne], das künfftighin in Sachsen uns zum Modell dienen könnte, indem doch die hiesige manier immer noch beliebt zu seyn scheint.“ Nur ein Jahr vorher hatte dagegen der Vater des bereits erwähnten jungen Herrn von dem Knesebeck gerade bemängelt, daß der Sohn sich in Genf sogleich eine neue Garderobe angeschafft habe, die er ja dann zu Hause doch nicht tragen könne, sondern auf deutsche Manier umarbeiten lassen müßte, weil man am Berliner Hof damit ausgelacht werde.⁴⁰

Rechnung

Quelle: Ausschnitt aus der Reiserechnung Johann Georgs IV. für die Italienreise im Frühjahr 1690

„Reise nach Rom

bey ihro Durchlaucht Bagage

9 g mittages auf einem dorffe trickgeldt,

18 g zu Poggiponti im wirthshause,

9 g zu Siena,

18 g im thor daselbst,

³⁹ Grosser (wie Anm. 3), S. 59 f., 56; J. R. Bergmann, Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion. Berlin 1987, S. 11 f.; Beispiele auch bei J. Bepler, Ferdinand Albrecht, Duke of Braunschweig-Lüneburg (1636-1687). A Traveller ans his Travelogue (= Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 16), Wiesbaden 1988, S. 145 ff.

⁴⁰ LAMAG Außenstelle Wernigerode, Rep. H Dröschkau Nr. 611, Bl. 31 (21.12.1718); ebd. Rep. H. Tylsen Nr. 16, Bl. 323 (9.02.1717).- Zum funktionalen Kulturimport der Reisenden Grosser (wie Anm. 3), S. 175.

- 18 g zu Tormiere,
 9 g zu Radicophani
 18 g zu Aquapendente
 1 Thlr. 3 g im zolle daselbst so als ein trinckgeldt gefordert worden
 1 Thlr. 3 g zu Montefiascone worunter auch etwas extra wein mitgewesen,
 18 g zu Roncilione,
 18 g zu Pacano,
 in Rom
 18 g im thore bey ankunfft der bagage
 12 g vor das visitren,
 4 Thlr. 21 g denen vittorinen trinckgeldt so die bagage geführet,
 3 Thlr. 21 g einem kerl welcher ihro Durchlaucht mit paucken und trommeten aufgewarttet,
 9 g in der Villa Borghese dem türhüter
 1 Thlr. 22 g 6d im lusthause daselbe zu sehen,
 3 Thlr. 21 g dem gärtner
 1 Thlr. 7 g 6 d bey den straußen im garten,
 4 Thlr. in der Villa Ludovisi,
 4 Thlr. 12 g des Borri knaben in der engelburg
 11 Thlr. 6 g Graff Güldenlöwens laquayen welcher ihro Durchlaucht ein præsent von blumen gebracht“⁴¹.

Die regelmäßige Rechnungslegung während der Reise durch den Reisenden selbst bzw. seinen Hofmeister wurde zwar sicher immer angestrebt, aber wohl kaum jemals vollständig durchgesetzt. Eine detaillierte Reiserechnung wie die zitierte, für die auch fast alle Belege und Quittungen überliefert sind, zählt deshalb eher zu den Ausnahmen. Sie war allenfalls typisch für fürstliche Reisen, wo sowohl qualifizierte Kräfte für eine entsprechende Rechnungslegung, aber auch die Notwendigkeit der Niederschrift und Vorlage im Rahmen landesherrlicher Verwaltung gegeben waren. Häufiger fin-

⁴¹ HSTAD Loc. 12038: Reiserechnungen nach Italien Johann Georgs IV. (1690), unpag.

det man Teilrechnungen, die sich auf die Summe eines Wechsels beziehen, oder auch eine (weniger detaillierte) Abschlußrechnung nach der Heimkehr. In allen Fällen waren der Vater respektive die Familie primäre Adressaten der Quelle.

Das es sich bei Rechnungen jeder Provenienz um eine vielschichtige, oft aber schwer auswertbare Quelle handelt, haben Studien zu den verschiedensten Bereichen in den letzten Jahren immer wieder belegt. Im hier zu behandelnden Fall dürfte ihnen für die Dokumentation von Reiseumständen (Kosten für Verkehrsmittel, Essen, Übernachtung etc.) besondere Bedeutung zukommen. Auch für Fragen adliger Repräsentation auf Reisen sind sie jedoch aussagekräftig, weil sie Geschenke und Trinkgelder ausweisen. Beide mußten standesgemäß für Geber wie Empfänger sein ⁴²: Johann Georg IV. gab dem Fuhrmann für den Weg von Florenz nach Rom 4 Taler 21 Groschen Trinkgeld, dem Edlen Foscari, der ihm in Venedig 1690 Räume in seinem Palazzo überlassen hatte, aber 1291 Taler; der Marchese Salviati, der ihm in Florenz im Namen des Großherzogs aufwartete, erhielt als Geschenk ein Diamantenkreuz im Wert von 590 Talern ⁴³.

Besonderes Interesse im Kontext des Erwerbs und Transfers von Wissen erhalten Rechnungen aber, weil hier – jenseits der Selbststilisierung in Diarium oder Brief – Besichtigungen durch die nötigen Trink- oder Eintrittsgelder erkennbar werden und auch diverse Einkäufe sich widerspiegeln können. Dies ist besonders in Hinblick auf Bücher, Karten oder Kunstgegenstände oft der einzige Beleg für deren Erwerb ⁴⁴. Das Erlebniselement der Besichtigung oder des Kauf fehlt in der Quelle als Rechnung freilich, taucht aber auch in Brief und Diarium vor dem 18. Jh. nur selten auf.

Leichenpredigt

Quelle: Ausschnitt aus den Personalia der Leichenpredigt für Christian v. Pölnitz (1601-1670)

„Dieweiln aber der Herr Cantzlar [der Vater Bernhard von P. war Kanzler, Geheimer Rat und Oberhofrichter unter Christian II. und Johann

⁴² Talander (wie Anm. 18), S. 107: „Gleichwol / wenn es die Reputation erfordert / sey er kein Knicker / welchen ieder Groschen ans Hertze gewachsen ist. Denn er verliehret darüber seinen Respect, setzet sich in Verachtung / und machet / daß ihm niemand gerne etwas zu willen ist / weil sie seine Filtzigkeit schon kennen.“

⁴³ Foscari erhielt damit natürlich zugleich eine Miete abgegolten: Keller (wie Anm. 21), S. 480.

⁴⁴ Bepler (wie Anm. 39), S. 145 ff.

Georg I. von Sachsen] als ein hochverständiger gereiseter und erfahren Weltmann mit dem Plutarcho für gut befunden / quod virtute politica praestantior nullam homo assequatur, als welche Politische Tugenden nechst Erkänntniß frembder Nationen ihrer Sitten / und Gewohnheiten / nicht zu Hause zu erlangen / sondern durch selbst eigene peregrinirung und Erfahrungheit zu wege gebracht werden müssen / Als hat er ihn von der Universität Jehna avociret / und nebenst seinem wohlgedachten Herrn Bruder seel. in begleitung des Weyland HochEdelgebohrnen / Gestrengen und Vesten / Herrn Hans Friedrichs von Brandt / uff Haardorff / Langenleiba / Kleinhelmsdorff / Golscha / und Gleina / Nachmahls Fürstl. Sächs. Geheimbten Raths zu Altenburg und Hoff-Richters zu Jehna / auch Churfürstl. S. Geheimbten Raths und Ober-Steuer-Einnehmers / als seines vielgeliebten Herrn Schwagers im Monat Julio Anno 1623 nacher Italien verschickt / und hat seine Reiß auf Nürnberg / Augspurgk / München / und dann ferner durch Tyrol uff Botzem und Trient / und also fort uff Venedig zu genommen / allda und zu Padua er ein paar Monat geblieben / und nach dem wohlgemeldter Herr von Brandt seine Reise wiederumb zu rücke in Teutschland nach Hause genommen / in Compagnie und Cammerathschaft des HochEdelgebohrnen / Gestrengen und Vesten Herrn Adams von Perwitz / eines gelehrten und wohlgeriesten Schlesischen von Adels / hernachmahls Fürstl. Liegnitzischen Cammer-Raths und Hauptmanns von dannen auff Ferrara, Bononien Florens, Siena und Rom gerreiset / allda er sich eine Zeitlang auffgehalten / und weiter in das Königreich Neapolis gezogen / die fürnehmsten Oerther allda besichtiget / und in dessen Hauptstadt Neapolis sich einen Monat verweilet \ / und wieder zurück auff Rom gezogen / wo er abermahls eine Zeitlang commoriret / dieweiln eben damahls Pabst Urbanus VII. seinen prächtigen Einzug / nach beschehener Wahl gehalten / worbey viel rares und denckwürdiges zu sehen gewesen. Von dannen hat er sich weiter auff die berühmte Universität Siena gewendet / allda er 4 Monat als den Winter über zugebracht / und neben seinen studiis denen Adel. Exercitiis obgelegen / auch in der Italienischen Sprache sich fleißig geübet / welche er auch wohl und richtig gefasset / also daß er solche zierlich geredet / auch die Heil. Schrift in solcher Sprache mit sonderbahrer Lust offtmahls durchlesen. Nachmahls hat er im Anfang des Monats Aprilis 1624 die fürnehmsten und berühmtesten Städte und Provincien Italiae durchreiset / und besehen / als da sind Pisa, Livorno, Luca in Tuscana, dann ferner Genova, Piazenza, Parma, Modena, Cremona, Mantua, und dann weiter die principalesten Städte in Lombardie, als Vicenza, Verona, Brescia, Milan, Pavia, Novara, Vercelli & c. Nach

dem er nun Italien wohl perlustriret / hat er seine Reise nacher Franckreich durch Piemont und Savoyen genommen / die fürnehmsten Oerther besehen / und weiter durchs Delphinat uff Grenoble von dannen auff Lion kommen / daselbst einen Monat verharret / und alsdann auff Paris gereißet / allda er sich 9 Monat auffgehalten / und in solcher Zeit der Frantzösischen Sprache auch andern Ritterlichen Übungen obgelegen.

Als Er nun viel vornehme Landschafften / Oerter und Städte in Franckreich ebener Gestalt besehen / und gleich der Italienischen die Frantzösische Sprache auch vollkömlich gefasset / und reden können / hat Er anfangs des Monats Aprilis 1625 sich wieder nach Teutschland auf die Reise gemacht / und solche Rückreise durch die Provincien Briie, Champaigne Borrois, und ferner durch Lotharingen / Schwaben und Francken genommen / und ist den 6. Maji nebenst seinem Herrn Bruder bey seinem domahls noch lebenden Herrn Vater / Christseel. Gedächtnüß zu Gosigk / durch Gottes Gnade / gesund und glücklich wieder angelanget / dadurch die sambtlichen liebsten Ihrigen nicht wenig erfreuet / und dem Allerhöchsten darvor gedancket worden.

Es ist aber der Seelig verstorbene Herr Vice Ober Hof-Richter auf dieser Reise nicht ein blosser Mauerschauer gewesen / oder hat allein die Wollust seiner Augen / dadurch zu sättigen gesucht / sondern vielmehr sein Gemüth durch mancherley Erfahrung erbauet / und sich einen guten Schatz der Staats Wissenschaftt acquiriret / Maaßen sein Diarium und Reise-Buch / welches er mit grossem Fleiß zusammen geschrieben / mit mehrern außweiset / daß Er derer frembden Nationen / die Er besucht / Humor, Sitten und Gebräuche / Tugenden und Laster / RegimentsArt / und was sonsten ad statum politicum & ecclesiasticum gehöret / mit grosser Curiosität untersucht / und aufs genaueste notiret alles zu dem Ende / daß Er nicht alleine damit seinem Vaterlande mit | der zeit dienen / sondern auch durch Betrachtung vieler Leute Leben / als einem Tugend und Laster Spiegel / selbst recht leben / und das Jenige / was andern wohl oder übel anstehet / Nutzen oder Schaden bringet / zu thun oder zu lassen sich beflissigen möchte.⁴⁵

Entstanden sind derartige Kurzberichte über die Kavalierstour einer Vielzahl von Adligen nicht selten nach autobiographischen Aufzeichnungen, zumindest aber nach Berichten an den Verfasser der Leichenpredigt durch den Geehrten selbst oder dessen Verwandte. Daß die Personalia wie die

⁴⁵ Leichenpredigt Christian v. Pölnitz, Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, Familiennachlaß Nostitz V Vol. 12, S. 29-31.

ganze Leichenpredigt mit dem Ziel, dem Verstorbenen ein ehrendes Gedächtnis zu wahren entstanden und zum Druck gebracht worden waren, bestimmt freilich deren Inhalt wesentlich mit. Eine Leichenpredigt wird nie einen detaillierten Bericht über die Reise enthalten, sondern stets mehr oder weniger stark selektiv das berichten, was diesem Hauptziel zuträglich war. Die recht häufige Stilisierung der Reise als Verdienst, die auch bei Pölnitz anklingt, und die fast regelmäßig in den Personalia vermerkten Entschuldigungen bei Personen, die im 17. Jh. nicht auf Reisen gingen, sind jedoch Signale für den recht hohen Prestigewert der Reise, der vermuten läßt, daß zumindest Basisinformationen zur Reise wie Jahr und Route mit hoher Wahrscheinlichkeit aufgenommen wurden ⁴⁶.

Jenseits dieser quellenkritischen Aspekte war es jedoch auch individuell sehr verschieden, was der Einzelne (Verstorbene oder Prediger) Nachkommen, Freunden, Verwandten, adligen Untertanen an persönlichen Informationen zukommen lassen wollte. Während mancher lediglich das Faktum der Reise erwähnte, geben andere Personalia einen mehrseitigen Reisebericht wieder, der den Umfang des zitierten Beispiels noch weit übertreffen konnte. Erkennbar werden gewöhnlich wichtige Reisestationen und Reisegefährten sowie wichtige weil prominente Bekanntschaften und Visiten. Seltener sind Hinweise auf konkrete Besichtigungen, den Spracherwerb oder die Problematik von konfessionellen Differenzen erkennbar. Interessant sind daneben auch Hinweise auf den Besuch bestimmter Kommunikationspunkte, wo man Bekanntschaften knüpfen konnte zu anderen Reisenden oder Diplomaten oder wo besondere zeremonielle und militärische Kenntnisse erworben werden konnten. Dazu gehörten der Besuch von Friedenskongressen und Belagerungen, kurze Kriegsdienste als Volontär genauso wie der Karneval in Venedig, das Heilige Jahr in Rom, oder große dynastische Feste wie Königswahl, fürstliche Eheschließungen oder Krönungen.

Die nicht selten umfängliche Aufnahme der Reise in die Personalia zeigt deren gesellschaftlichen Stellenwert, aber auch die persönliche Wertschätzung als Ereignis im Lebenslauf. Als Massenquelle sind Leichenpredigten dabei besonders geeignet, die zeitgenössische apodemische Literatur hinsichtlich der Reiseziele, des Reisealters, der Rezeption von Fest und Zeremoniell etc. zu konterkarieren bzw. zu bestätigen. Da Leichenpredigten

⁴⁶ Zu quellenkritischen Aspekten vgl. die verschiedenen Beiträge in R. Lenz (Hg.), *Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften*, 3 Bde., Köln-Wien 1975, Marburg 1979, 1984.

auch außerhalb der direkten Umgebung und der eigenen Sozialgruppe gelesen wurden, stellen sie zudem den Punkt dar, an dem die adlige Reise die größte zeitgenössische Öffentlichkeit erreichte, was sich in der häufig wiederholten Betonung der Standesgemäßheit der Reise selbst und von deren Verlauf niederschlug.

Die hauptsächlich in Archiven überlieferten Dokumente zur Kavaliertour weisen also spezifische Wissenssegmente und Bildungshorizonte aus, die den oben gebrauchten Begriff der Standesbildung näher beschreiben:

Dazu gehört, daß sich Adelsreisen in einem primär städtischem Erlebnisraum vollzogen, wie dies etwa die Aufzählung der Reisestationen Chrsitians v. Pölnitz signalisierte, wobei innerhalb dieses städtischen Erlebnisraumes sich der Reisende wiederum bevorzugt im Umkreis des Hofes beziehungsweise der gehobenen Gesellschaft bewegte⁴⁷. Die kurz charakterisierten schriftlichen Hinterlassenschaften der Reisenden lassen als wichtigste Bildungshorizonte folgendes erkennen: Kulturelle Standards der höfischen Kultur, die man bevorzugt in Paris, Turin, Florenz, Rom, Wien suchte, wie Feste, Zeremoniell, Bauten, bildende Kunst, Gärten, Paläste, Sammlungen (Kuriositäten); die Ausprägung von Fertigkeiten, deren Übung und auch die Beschaffung von Stoff für eine adlige Konversationskultur durch die Reise und die damit verbundenen Erlebnisse; Staatsklugheit und Ökonomie spielten dagegen eher am Rande eine Rolle, wenn etwa Festungen, seltener Manufakturen, Gefängnisse und Bibliotheken besucht wurden.

Die sozial distinktive Funktion der Reise ließ dabei für deren Dokumentation besondere Speicherungsformen entstehen wie das Diarium; charakteristisch war aber für die Kavaliertour vor allem die Begrenzung des Zugriffs auf das erworbene und gespeicherte Wissen, das Geheimnis als distinktives Mittel. Die einzige Form massenhafter „Öffentlichkeit“, die Leichenpredigt, wurde ähnlich wie die erwähnten gedruckten adligen Reisebeschreibungen als Repräsentationsmittel genutzt, nicht vorrangig zur Verbreitung bzw. Speicherung von Wissen. Hinzu trat die notwendige Verbindung des Erwerbs von Standesbildung mit sozialer Praxis – wer Höflichkeit und Konversation nicht übte, konnte sie nicht beherrschen. Die kulturelle Praxis der höfischen Gesellschaft war zumindest im 17. Jh. ein spezifisch adlig-patrizisches Wissensfeld, das nur zum Teil an das Buch gebunden war: „Die Curiosität eines Reisenden aber muß sich nicht nur begnügen lassen,

⁴⁷ Beyrer (wie Anm. 17), S. 106 f.; Tschirnhaus (wie Anm. 27), S. 115.

die Raritäten der leblosen Dinge zu untersuchen. Er muß auch den gelehrten Leuten Visiten geben, und solche Personen besuchen, die in einer Kunst oder Wissenschaft excelliren. Man erfähret nichts mit Gewißheit, als von solcher Art Leuten, man profitiret auf allerhand Manier in ihrer Conversation.“⁴⁸

⁴⁸ P. A. Lehmann, Die fürnehmsten europäischen Reisen ..., Hamburg 1703, Vorrede (unpag.); ähnlich auch Tschirnhaus (wie Anm. 27), S. 206.

Ein bedenkenswerter Fund

Von Theo Stammen

I.

In der Schrift „Der Streit der Fakultäten“, die I. Kant als eine seiner letzten Arbeiten zur Herbstmesse 1798 erscheinen ließ, lesen wir an eher verborgener und unscheinbarer Stelle folgende Sätze, die in mehreren, auch aktuellen Hinsichten zum Erstaunen und Nachdenken Anlaß geben:

„Die Classe der oberen Facultäten (als die rechte Seite des Parlaments der Gelahrtheit) vertheidigt die Statute der Regierung, indessen daß es, in einer so freyen Verfassung, als die seyn muß, wo es um Wahrheit zu thun ist, auch eine Oppositionsparthey (die linke Seite) geben muß, welche die Bank der philosophischen Facultät ist, weil ohne deren strenge Prüfung und Einwürfe die Regierung von dem, was ihr selbst ersprieslich oder nachtheilig seyn dürtfte, nicht hinreichend belehrt werden würde.“⁹⁶

Zum genaueren Verständnis dieser Sätze ist etwas auszuholen: Kants „Streit der Fakultäten“ ist die Zusammenfassung von drei ursprünglich selbständig und separat zu verschiedenen Zeiten geschriebenen Texten, deren Druck zuerst von der preußischen Zensur unterbunden wurde und die Kant schließlich zusammenfaßte und als eigenständige Publikation drucken ließ.

Im Wesentlichen geht es Kant in dieser Schrift darum, das traditionelle Verhältnis der Fakultäten an deutschen Universitäten des ausgehenden 18. Jahrhunderts einer Revision zu unterziehen und neu zu bestimmen. Traditionell galt die *philosophische Fakultät* als die „untere“ gegenüber den drei anderen Fakultäten (der *theologischen*, *juristischen* und *medizinischen*), die entsprechend als die „oberen“ anerkannt waren. Ihre Funktion als „untere“ Fakultät bestand traditionell darin, durch eine Art Grundstudium der „*artes liberales*“ als Basis aller weiterführenden Studien die Studenten auf das fächerspezifische und stärker berufsorientierte Studium in den drei „oberen“ Fakultäten und damit hauptsächlich auf den Staatsdienst vorzubereiten.

Demgegenüber will Kant die Philosophische Fakultät aus dieser *Unterordnung* befreien, ihr einen höheren Rang und eine entsprechende neue öffentliche Aufgabe zuweisen. Diesem Zwecke dienen die drei Abhandlungen im „Streit der Fakultäten“, und die oben zitierte Stelle markiert hinsichtlich der

⁹⁶ Immanuel Kant: Streit der Fakultäten, Königsberg 1798, S. 28/29.

neuen Funktionszuweisung mit Hilfe einer *politischen Metapher* den eigentlichen Punkt klar und deutlich, auf den es Kant in dieser Schrift entscheidend ankommt.

Die zitierte Stelle ist in ihrem spezifischen argumentativen Kontext für den heutigen Leser aus mindestens *zwei Gründen* interessant und verdient deswegen unsere Aufmerksamkeit:

Zunächst *einmal* weil sie eine *politische Metapher* verwendet, um die Unterschiedlichkeit der Funktionen der verschiedenen Universitätsfunktionen auf den Begriff zu bringen. Zum *anderen* weil die Verwendung dieser politischen Metapher eine bemerkenswerte Folgerung für die *heute aktuelle Diskussion* um die Stellung der Geisteswissenschaften und der philosophischen Fakultäten nahelegt.

II.

Gehen wir zuerst auf die *politische Metapher* im Kantschen Text ein. Metapherngebrauch mag bei einem Philosophen wie Kant, der Philosophie als strenge Wissenschaft begreift und betreibt, eher befremdlich scheinen. Verbindet man doch in der Regel mit einer Metapher in philosophischen, also: nicht dichterischen Texten die Vorstellung, der Verfasser habe sich – in Ermangelung eines *präzisen* und *eindeutigen* Begriffs – eines eher vagen und ungenauen, meist mehrdeutigen Sprachsymbols bedient.

Demgegenüber ist indes festzuhalten, daß Metapherngebrauch durchaus kein Hinweis auf oder Beleg für ungenaues Denken ist; daß Metaphern vielmehr eine durchaus eigenständige Erkenntnisleistung zu erbringen vermögen, die dem begrifflichen Denken durchaus überlegen sein kann, sonst aber ebenbürtig ist.

Das gilt auch für Kants Schriften. Kant verwendet zwar nicht übermäßig häufig Metaphern, setzt sie aber gerne an wichtigen Stellen seiner Schriften mit Bedacht und Wirkung ein; sie (die Metaphern) zeigen dann, daß Kant ein bemerkenswerter *Schriftsteller* ist, dessen Sprachverwendung sich durchaus der metaphorischen oder auch allegorischen Rede erfolgreich zu bedienen weiß⁹⁷. Die knappe *Vorrede* zu seiner bekannten Schrift „*Zum ewigen Frieden*“ ist ein überzeugender Beleg dafür, insofern der Titel auf ein Wirtshausschild verweist.

⁹⁷Vgl. Willi Goetschel: Kant als Schriftsteller, Wien 1990.

In dem vorliegenden Fall verwendet Kant als Metapher in einem philosophischen Argumentationskontext ein Bild aus der zeitgenössischen *Politik*, genauer: aus der bildlichen Beschreibung eines *Parlaments*; Kant plazierte in seiner bildlichen Rede die drei „oberen“ Fakultäten auf die „rechte Seite des Parlaments“, die üblicherweise der *Regierungspartei* vorbehalten war, während die „untere“ (philosophische) Fakultät als „*Oppositionspartei*“ die „linke Seite“ des Parlaments einnimmt.

Die Parlamentsvorstellung, die Kant hier beruft, kann sich nur auf das zeitgenössische *britische Parlament (Unterhaus)* beziehen; graphische Darstellungen der Zeit zeigen die auch heute für Westminster noch typische rechteckige Raumbestaltung des „*House of Commons*“ mit dem *Speaker* in der oberen Mitte und den einander gegenüberliegenden Bankreihen: der *Regierungsbank rechts* vom Speaker und der *Oppositionsbank links* vom Speaker.

Diese Raumaufteilung im britischen Parlament bestand – wie ältere Darstellungen belegen – bereits weitgehend im 16. und 17. Jahrhundert, hatte sich mithin längst als traditionell herausgebildet und etabliert.

Im 18. Jahrhundert war es darüber hinaus zur Ausbildung und offiziellen Anerkennung einer legalen parlamentarischen *Opposition* gekommen⁹⁸, der man im parlamentarischen Spiel eine integrale Stellung und eine entsprechend wesentliche politische Funktion für das politische Gemeinwesen zuschrieb.

Kant bezieht sich ganz offensichtlich auf den Entwicklungsstand des britischen Parlamentarismus gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Daß Kant über die politischen Verhältnisse in England durchweg gut informiert war, ist wahrscheinlich und belegt; denn die ostpreußische Handelsstadt Königsberg stand seit langem in regem Handels- und Geschäftsverkehr mit Großbritannien; zahlreiche Engländer und Schotten lebten damals kontinuierlich in Königsberg, und Kant zählte einige von ihnen zu seinen näheren Bekannten und Freunden. Wenn er auch (wie sein Biograph *Karl Vorländer*⁹⁹ betont) offensichtlich kein Anhänger der politischen Verhältnisse und des politischen Systems in Großbritannien (wahrscheinlich unter dem Einfluß

⁹⁸ Vgl. Kurt Kluxen: *Das Problem der Opposition*, Freiburg/München 1956; Wolfgang Jäger: *Politische Partei und parlamentarische Opposition*, Berlin 1971. Ders., Artikel „Opposition“ in: Brunner/Conze/Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 4, 1978, S. 469 ff.

⁹⁹ Vgl. Karl Vorländer: *Immanuel Kant – Der Mann und sein Werk*,³ 1992, Bd. II, S. 216 ff.

des *Rousseauschen* Englandbildes) war, so konnte er doch über die damalige Ausgestaltung des britischen Unterhauses sehr wohl und genau informiert sein und eine relativ präzise Anschauung vermittelt bekommen haben, wie der zitierte Text beweist. Bemerkenswert, ja erstaunlich ist vor allem die Tatsache, daß Kant bereits den Begriff „*Oppositionspartei*“ kennt und verwendet und auch die Funktionen der Oppositionspartei in die Topographie des Unterhauses exakt einzuordnen versteht. Dies ist vor allem deswegen erstaunlich, weil der Begriff „*Opposition*“ und „*Oppositionspartei*“ sich damals erst gerade durchgesetzt hatte und noch keine und letzte terminologische Präzision erfahren hatte; zumal kannte man auf dem europäischen Kontinent noch keine sachliche Entsprechung in der politischen Wirklichkeit¹⁰⁰. Kant weiß indes mit den neuen politischen Begriffen ausgesprochen sachgemäß und kundig umzugehen und sie durchaus angemessen in den Wirkungszusammenhang des zeitgenössischen britischen Parlamentarismus und seiner politischen Praxis einzuordnen.

III.

Nur aus dieser präzisen und sachgerechten Kenntnis und Zuordnung ist die folgende metaphorische Verwendung des Parlaments- und Oppositionsbildes in der Schrift „*Der Streit der Fakultäten*“ abzuleiten, wie sie in der zitierten Textstelle vorliegt – ein weiterer Hinweis, daß metaphorische Rede wesentlich von *genauer* Beobachtung und Erfassung eines Tatbestandes abhängt.

Damit kommen wir zum zweiten (und eigentlichen) Grund für unser Interesse an diesem Kant-Zitat:

Es ist überaus aufschlußreich und zudem hochaktuell, daß Kant hier bei der neuen Positions- und Funktionsbestimmung der Philosophischen Fakultät im Universitätsgefüge seiner Zeit dieser Philosophischen Fakultät, d. h. in unserem heutigen Verständnis: den Geisteswissenschaften, eine wissenschaftliche Rolle und öffentliche Verantwortung zuweist, die gerade heute, wo den Geisteswissenschaften überall und bei jeder Gelegenheit der hochschulpolitische Wind steif ins Gesicht weht, aus mehrfachen Gründen unsere Aufmerksamkeit verdient und durch seine Argumentation uns hilfreich sein kann.

¹⁰⁰Man vergleiche Zedlers Universallexikon, 1740, wo im 25. Band zwar das Stichwort „*Opposition*“ zu finden ist, jedoch noch ohne politische Bedeutung (Sp. 1698).

Kant arbeitet die neue Stellung der Philosophischen Fakultät (bzw. der Geisteswissenschaften) nicht von abstrakten Prinzipien geleitet heraus; er entwickelt vielmehr deren Stellung und Aufgabe im Rahmen einer komplexen Konstellation, einer *Dreieckskonstellation*, deren drei Ecken einmal durch die *Regierung* (Staat, Politik, Öffentlichkeit), sodann durch die drei „oberen“ Fakultäten (theologische, juristische, medizinische), denen vornehmlich die Ausbildung der *Staatsdiener* obliegt (von Kant hier als „Gesellschaft heute“ bezeichnet) und schließlich der bisher „unteren“ (philosophischen) Fakultät markiert sind und die man auch als eine *plurale Kommunikationssituation* deuten kann.

Innerhalb dieser kommunikativen Dreieckskonstellation übernehmen *Regierung*, *obere* Fakultäten und *untere* Fakultät je eigentümliche Aufgaben wahr; aufgrund der „*freien Verfassung* „... wo es um *Wahrheit* zu tun ist“, erhält für Kant die philosophische Fakultät eine *neue Aufgabenstellung*; ihre eigentümliche *Verantwortung* im Spannungsverhältnis zu *Regierung* einerseits, *obere Fakultäten* andererseits erwächst aus ihrem besonderen Bezug zur Wahrheit; dieser Bezug zur Wahrheit ist auch der Grund dafür, daß die philosophische Fakultät in dieser Konstellation als *Oppositionspartei* fungiert und ihre Legitimation bezieht.

Das heißt: Kant weist der philosophischen Fakultät (bzw. den Geisteswissenschaften) mit der Oppositionspartei-Rolle eine *kritische* Funktion zu, die sie gegenüber Politik, Gesellschaft und den anderen Wissenschaften als für das Gelingen des Ganzen *notwendige* Funktion wahrzunehmen hat. Ihr obliegt es, die Regierung durch „strenge Prüfung und Einwürfe“ zu belehren in dem, was ihr selbst ersprießlich oder nachteilig sein könnte.

IV.

Die hochschulpolitische Diskussion der aktuellen Gegenwart scheint – sieht man genau hin – *hinter* diese zu Ende des 18. Jahrhunderts von Kant mit Entschiedenheit und Anspruch auf Wahrheit und Geltung vorgetragene Positionsbestimmung der Geisteswissenschaften als kritische „Oppositionspartei“ zurückzufallen. Kaum je noch wird in den amtlichen Verlautbarungen und den defensiven Stellungnahmen der Disziplinen selbst die *kritische* Dimension der Aufgabe der Geisteswissenschaften im Kontext der Wissenschaften heute herausgehoben und betont. Statt dessen wird vielfach von einer „Kompensationsfunktion“ gesprochen, die eher in einer restaurativen

Tendenz gegenüber den progressiven Naturwissenschaften besteht und dazu dient, die von diesen verursachten „Schäden“ zu kompensieren.

Bei diesem Stand der Diskussion scheint eine Erinnerung an I. Kants Text aus dem „Streit der Fakultäten“ ebenso dringlich wie hilfreich, insofern er dazu beiträgt, die Augen zu öffnen für die zeitlos wichtigen Aufgaben der Geisteswissenschaften im Kontext von Gesellschaft, Politik und Öffentlichkeit einerseits und Wissenschaftssystem andererseits.

Ankündigungen

Christine Werkstetter: Frauen im Augsburger Zunft Handwerk. Arbeit, Arbeitsbeziehungen und Geschlechterverhältnisse im 18. Jahrhundert

Die als Fallstudie konzipierte Untersuchung zielt darauf, die Arbeitsfelder von Frauen, die Arbeitsbeziehungen und die Geschlechterverhältnisse im Augsburger Zunft Handwerk des 18. Jahrhunderts zu eruieren, zu analysieren und die gewonnenen Erkenntnisse in den noch äußerst marginalen Forschungskontext zur Frauenarbeit dieses Jahrhunderts zu stellen. Einen zentralen Ausgangspunkt des Forschungsinteresses bildet das Spannungsfeld zwischen der von der bisherigen Forschung konstatierten weitgehenden 'Verdrängung' der Frauenarbeit aus den Handwerken seit dem 16. Jahrhundert und dem die Frühe Neuzeit prägenden 'Nahrungsprinzip', das noch keine Trennung von produktiver und konsumtiver Arbeit beinhaltete, dafür das gemeinsame Wirtschaften von Mann und Frau als 'Arbeitspaar' kannte.

Der Gesamtzusammenhang der vorliegenden Studie erfordert es, zunächst die Ausgestaltung der Rechtsbereiche, die das Verhältnis von Männern und Frauen auf der normativen Ebene definierten, und diejenigen, die sich auf die Sicherung und den Fortbestand des familialen Besitzes bezogen, darzustellen: die Geschlechtsvormundschaft und Ehevogtei, das eheliche Güterrecht und das Erbrecht. So kann im Verlauf der Untersuchung gezeigt werden, ob und inwieweit diese Normen Rechtswirklichkeit wurden, welche Handlungsspielräume sowohl die rechtssprechenden Gremien als auch die Menschen in ihrem täglichen Tun fanden und nutzten und welchen Einfluß sie selbst auf die Normsetzung nahmen.

Im Rahmen der für diese Untersuchung aus mehr als 120 Augsburger Zunft Handwerken ausgewählten sieben Handwerke (Bäcker, Bader, Buchbinder, Goldschlager, Schneider, Zimmerleute, Zinngießer) werden die Quellen – im wesentlichen die von den Handwerken selbst hinterlassenen Aktenbestände (Handwerkerakten), die darin enthaltenen Handwerksordnungen und die Gutachten des Handwerksgerichtes sowie Protokollbände dieses Gerichtes u.a.m. – in einer nach Meisterfrauen, Meisterwitwen, Meistertöchtern und Mägden getrennten Darstellung analysiert. Dabei wird in einem umfangreichen Kapitel für jede 'Frauengruppe' nach ihren jeweils spezifischen Arbeitsfeldern und Verantwortungsbereichen in Haushalt und Handwerk sowie nach ihren sozio-ökonomischen Bedingungen – etwa der

wirtschaftlichen Lage der Witwen, dem Konkurrenzverhalten und der Konfliktbereitschaft von Frauen im Bemühen um die Sicherung der 'Nahrung', außerhäuslicher Lohnarbeit, aber auch der Bedeutung der von einer Frau in die Ehe eingebrachten Güter – gefragt. Die Möglichkeiten der schulischen Ausbildung der Mädchen sowie die Rahmenbedingungen und das Ausmaß der informellen handwerklichen Ausbildung der Meistertöchter werden ebenso erschlossen wie etwa die Kriterien der Ehepartnerwahl und die Ursachen und Folgen von Beziehungskonflikten und Ehescheidungen.

Die Auswahl der sieben zu untersuchenden Handwerke erfolgte über ihre Kategorisierung in 'eher weiblichen' und 'eher männlichen' Arbeitssphären erwachsene Handwerke, in den für die Ausübung des Handwerks erforderlichen Kapitalbedarf – niedrig, mittel, hoch – und in Handwerke mit sinkenden, konstanten und steigenden Meisterzahlen. Diese Auswahlkriterien dienen zugleich als Vergleichskriterien, anhand derer schließlich in einem übergreifenden Analysekapitel mögliche gemeinsame Ursachen für eine unterschiedliche Beteiligung von Frauen an der Arbeit in den Zunfthandwerken eruiert werden können.

In einem die Studie abschließenden Kapitel wird die Frage nach der Funktion von 'Geschlecht' im Zunft Handwerk gestellt. Dabei richtet sich das Interesse einmal auf die Konstruktion von 'Geschlecht' als Strategie konkurrierender Handwerke, aber auch auf den Umgang der Frauen mit 'Geschlecht', konkret in ihren Argumentationsstrategien und Handlungsweisen. Ziel ist es, herauszufinden, wie 'Geschlecht' als Ausgrenzungskriterium benutzt wurde, aber auch, wie Frauen an der Reproduktion dieser Kategorie mitwirkten oder sich gegen eine solche Kategorisierung der eigenen Person verwarhten.

In der vorliegenden Studie wird weitgehend auf eine quantifizierende Darstellung verzichtet, was auch, aber nicht nur mit der Qualität der Quellen zu tun hat. Vielmehr werden die Personen, die in den Quellen – so ausschnittsartig dies auch oft ist – sichtbar werden, als denkende, fühlende, agierende und reagierende Individuen betrachtet und ihr Handeln, mit dem sie ihre 'Wirklichkeiten' hervorbrachten, wahrgenommen. Mit der Konzentration auf das 'Tun' der Menschen und auf den Bedeutungsgehalt, den sie diesem 'Tun' beimaßen, sieht sich diese Untersuchung auch im Kontext einer Kulturgeschichte, die von einem semiotischen Kulturbegriff ausgeht und mit Clifford Geertz und Max Weber den Mensch als Wesen versteht, das „in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist“ (Geertz) und dieses Gewebe als 'Kultur' interpretiert. Methodisch ist die Studie in mehrfacher

Hinsicht besonders der Ethnologie verbunden: Zum einen geht sie den Weg der 'dichten Beschreibung', wie ihn Clifford Geertz aufzeigt, und kann dadurch nicht nur konkrete Handlungsfelder, sondern auch die jeweiligen Interessenlagen, die Wahrnehmungs-, Erfahrungs- und Deutungsmuster der in und im Umfeld von Zunfthandwerken lebenden und arbeitenden Menschen wie auch der Angehörigen der reichsstädtischen Obrigkeit erschließen. Zum anderen bestätigt die vorliegende Arbeit ein weiteres Mal die Relevanz der zuerst von Ethnologen formulierten Theorie des 'doing gender', indem sie auch für den Bereich des Zunfthandwerkes zeigen kann, daß 'Geschlecht' sich keineswegs allein aus normativen Vorgaben und über Sozialisation konstituiert, sondern von den Menschen in einem interaktiven Prozeß hergestellt wird.

Insgesamt führt die Studie zu zahlreichen Detailergebnissen, die sich nicht mit der weitestgehend negativen Einschätzung bisheriger Forschungen zur Frauenarbeit im Handwerk decken. Gleichwohl lassen sich Arbeit, Arbeitsbeziehungen und Geschlechterverhältnisse im Augsburger Zunft Handwerk des 18. Jahrhunderts nicht auf eine einfache 'Gegenformel' bringen, denn in den Familienökonomien finden sich neben strukturellen Benachteiligungen von Frauen selbstbestimmte und variable Handlungsfelder sowie verhandelbare Geschlechterbeziehungen.

Wolfgang Wüst

Die „gute policey“ im Reichskreis. Zur frühmodernen Normensetzung in einer Kernregion des Alten Reiches. Band 1: Der Schwäbische Reichskreis, unter besonderer Berücksichtigung Bayerisch-Schwabens. ISBN: 3-05-003415-7 Gebunden, DM 112.- Erscheinungsjahr: Frühsommer 2001, ca. 600 Seiten, 170 x 240 mm

Der Band veranschaulicht und interpretiert mit Beispielen aus über zwanzig Territorien eines in der zentralen Gesetzgebung sehr aktiven Reichskreises typische und bisweilen auch untypische Kennzeichen frühmoderner „Ordnungspolitik“. Diese wird für eine Zeit untersucht, der als „Sattelzeit“ der Moderne eine kaum zu überschätzende Weichenstellung zufiel, nach der sich Rechte und Pflichten, öffentliche und kirchliche Ordnung, sozialer Friede, Ehre, Glückseligkeit und Wohlstand zum Teil bis heute ableiten. Im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation und in den

ihm zugeordneten zehn Reichskreisen - dabei bestimmen der Schwäbische Reichskreis in Band 1 und der Fränkische Reichskreis in Band 2 die regionalen Schwerpunkte – setzten sowohl die Kaiser selbst als auch die legislativen Reichsorgane, allen voran die Reichstage, auf eine bereits im 16. Jahrhundert weitgehend ausgereifte neue Form zur Vermittlung allgemeiner Normen und Wertmaßstäbe. Die zentralen Fragen lauten freilich, wie und seit wann sie umschrieben werden können und ob sie sich regional unterschiedlich entwickelten und verbreiteten. Ihre Herkunft ist nur unpräzise datierbar. In Anlehnung an die Reichsreformdiskussion des 15. Jahrhunderts, an Postulate aus der Reformationszeit und der Zeit der Bauernkriege sowie an ältere, durchaus schon breiter angelegte Gesetze des Mittelalters – Dorf- und Stadtordnungen, Weistümer, Gerichtsstatuten - formierte sich ein Regelwerk, das als frühmoderne „Policey“ eine neue Gesetzesdimension schuf. Der Band eröffnet erstmals mit edierten Quellen einen systematischen Blick, wie die Reichsgesetzgebung auf die Statuten territorialer und städtischer Policey wirkte. Spannend wird zudem der grenzüberschreitende Vergleich normativer Herrschaftsinstrumente entwickelt, der Aussagen zu dem noch wenig erforschten Kommunikationssystem von Kanzlei zu Kanzlei zuläßt. Regionale und überregionale Merkmale werden unter Einschluß zahlreicher Reichs- und Landstände wie dem Reichskreis selbst, dem Herzogtum Württemberg, den Reichsstädten Augsburg und Lindau, dem adligen Damenstift St. Stephan, Fürstbistum und Domkapitel Augsburg, der Fürstabtei Kempten, der habsburgischen Markgrafschaft Burgau oder einer kleinen reichsritterschaftlichen Adelsherrschaft vor dem Hintergrund europäischer Kulturgeschichte herausgearbeitet. Die Transparenz des frühmodernen Normen- und Ordnungsgefüges kann so an unterschiedlichen Typen der Territorialität - groß und klein, weltlich und geistlich, städtisch und ländlich - überprüft werden. Der Vergleich legt schließlich supraterritoriale Tendenzen offen, die einen Wissenstransfer über die engen Grenzen im Schwäbischen Reichskreis von Land zu Land voraussetzen.

Krieg und Frieden in der historischen Gedächtniskultur. Studien zur friedenspolitischen Bedeutung historischer Argumente und Jubiläen von der Antike bis in die Gegenwart, hg. von Johannes Burkhardt (Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg; Historisch-sozialwissenschaftliche Reihe, Nr. 62).

„Aus welcher politischen Situation heraus und mit welcher politischen Intention wurde [in Entscheidungssituationen vor einem Krieg, A.S.] historisch argumentiert? Wie wurde die Geschichte dabei in Anspruch genommen? Welche Wirkung hatte die Inanspruchnahme von Geschichte für Krieg und Frieden?“ Um diese zeitgeschichtlich bekanntermaßen aktualisierten Fragen kreisen die im vorliegenden Band versammelten Beiträge, die auf eine vom Herausgeber geleiteten Sektion auf dem Münchner Historikertag von 1996 zurückgehen.

In sieben Fallstudien werden Kriegslastigkeit oder Friedensfähigkeit historischer Argumente aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet. Geschichte als Argument, die in den Krieg führt, ist Thema der ersten vier Aufsätze, die einen Zeitraum vom Altertum bis zur neuesten Zeit abdecken. Den Anfang macht dabei der Augsburger Althistoriker Gunther Gottlieb, der am Beispiel klassischer Autoren wie Homer, Herodot und Thukydides die Frage verfolgt, wie zwischen Perserkriegen und Peloponnesischem Krieg Geschichte aus unterschiedlichen Interessen und von verschiedenen politischen Seiten funktionalisiert wurde. Dabei wurde sie einerseits zur Diskussion um die grundsätzliche Berechtigung von Krieg oder Frieden herangezogen, mußte sie andererseits aber auch für die Konstruktion von ‚Erbfeindschaften‘ erhalten. Daß Kriegslehren des Spätmittelalters auf das klassische Altertum unter Einbezug jüdisch-christlicher Beispiele der Bibel zurückgreifen, zeigt anschließend Pamela Kalning. Kriegslegitimierende Argumente konnten aus einem ‚ersten‘ gerechten Krieg oder aus den Heldentaten eines Vorbildes abgeleitet werden, führten aber nicht zwingend in einen kriegerischen Konflikt, da die Entscheidung für Krieg oder Frieden offen war. Mit überraschenden Ergebnissen wartet Christoph Kampmann für England auf. Das Argument des europäischen Gleichgewichts wurde in England schon in den 1660er Jahren verwendet und maß einer Schiedsrichterrolle der Insel in den Konflikten auf dem Kontinent eine bedeutende Rolle zu. Das auf Frieden zielende Schiedsrichtertum sowie das Gleichgewichtsdenken konnten sich allerdings durch die öffentliche historische Argumentation auch in eine aus der Geschichte abgeleiteten Kriegsargumenta-

tion verkehren und waren demnach kein absoluter Garant für Frieden. Wie Geschichte zum Argument für Krieg werden konnte, belegt Reimer Hansen an den Herzogtümern Schleswig und Holstein, deren staatsrechtliche Verfassung nicht allein Gegenstand rechtshistorischer Argumentationen war. Vielmehr war die aus dem Jahre 1460 stammende juristisch-politische Formel der Unteilbarkeit von Schleswig und Holstein, an der sich mehrere Kriege entzündeten, nach Hansens Forschungen nicht auf beide Territorien bezogen, sondern nur auf das je einzelne Kurfürstentum.

Der Beitrag des Herausgebers befaßt sich nun nicht mit Argumentationen zur Legitimation von Kriegen, sondern mit Jubiläen als kriegstreibenden Symboldaten. Die vergleichende Betrachtung von Dreißigjährigem Krieg und Erstem Weltkrieg zeigt prägnant, wie sehr Jubiläumsdaten – sei es das Reformationsjubiläum 1617, sei es das Jubiläum im Jahre 1913 zur Leipziger Völkerschlacht – bellizistisch wirken konnten, d.h. historische Jubiläen spielten in der Geschichte eine gewichtige Rolle, wenn es um Krieg oder Frieden ging.

Etienne François und Claire Gantet untersuchen Friedensfeste, nicht zuletzt auch das Augsburger Friedensfest, an dessen 350-jähriges Bestehen im Jahre 2000 eine Ausstellung der Staats- und Stadtbibliothek im Augsburger Rathaus erinnerte. Friedensfeste haben nach Ansicht der beiden Autoren die Funktion einer konfessionell stärkenden, aber nicht kriegstreibenden Identitätsbildung. Wurden in diesen Fällen Konfessionsgrenzen zementiert, hatte nach Wolfram Siemann das 100-jährige Jubiläum von 1848 im Nachkriegsdeutschland eher eine Verhärtung der Grenzen zwischen West- und Ostdeutschland zur Folge. Während das Jubiläum im Westen sinnstiftende Wirkung auf demokratischem und nicht mehr nationalistischem Hintergrund hatte, wurde es im Osten gegen den Aufbau eines westlichen Teilstaates genutzt.

Gemeinsam ist allen Untersuchungsergebnissen, daß Geschichte von den Akteuren – den Eliten oder ‚dem Volk‘ – als kaum veränderbar und wenig innovationsfreudig aufgefaßt wurde, infolgedessen sie überhaupt erst instrumentalisiert werden konnte. An diesem Punkt setzt der Herausgeber an und betont, daß der Band die „innovationsbewußten Argumente einklagt, [...] weil nur sie es erlauben, Krieg als eine Einrichtung der Vergangenheit anzusehen.“ Die unterschiedlichen Untersuchungsfelder und -zeiträume in diesem Band legen somit die Bedeutungsebenen von Krieg und Frieden in der historischen Gedächtniskultur offen.

Anke Sczesny

Rezensionen

Veit Didczuneit: Miss Germany. Eine schöne Geschichte, Bonn 2000 (= Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland), 60 S.

Die sogenannte „Objektbroschüre“ (Vorwort S. 4) bietet einen knappen Überblick über die Geschichte der deutschen Schönheitswettbewerbe im 20. Jahrhundert. Sie ist erwartungsgemäß reich illustriert; das Blättern vermittelt einen interessanten Eindruck über die wechselnden Körper-, Körperschmuck- und Kleidungsmoden, darüber hinaus eine Ahnung der Beschleunigung des Wechsels zur Gegenwart hin. Nicht vergessen werden insbesondere im Seitenblick auf die Wettbewerbe in der ehemaligen DDR auch einige politische Aspekte, die im Fall der (alten) Bundesrepublik freilich vertiefungsfähig gewesen wären. Noch bedenklicher erscheint, daß der umfassende Kontext, nämlich die Miss-Wettbewerbe als bedeutendes Element der „Amerikanisierung“ bzw. „Westernisierung“ (A. Doering-Manteuffel) der bundesrepublikanischen Kultur, nur beiläufig benannt wird. Der kulturhistorisch informierte Leser fragt sich deshalb, ob das Haus der Geschichte in seiner Arbeit nicht die aufklärerisch-kritische Komponente verstärken sollte.

Wolfgang E.J. Weber

Zeit-Fragen. Der Weg zur Wiedervereinigung, Köln 1999 (= Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland), 144 S.

Der schmale Band enthält vier überarbeitete Referate sowie entsprechende Diskussionsbeiträge einer Tagung, die jubiläumsgerecht – zehn Jahre nach der großen Montagsdemonstration in Leipzig am 9. Oktober 1989 – am Zeitgeschichtlichen Forum in Leipzig stattfand. Er bietet einen Blick auf die außenpolitischen Bedingungen (Dennis L. Bark, Stanford), eine Reflexion von innen zum Zerfall des Ostblocks insgesamt (Jiri Grusa, Prag/Wien), das Gleiche zu Opposition und Widerstand in der SED-Diktatur (Ehrhart Neubert, Berlin) sowie eine Einschätzung der ersten zehn Jahre des wiedervereinigten Deutschland (Richard Schröder, Berlin). Am

interessantesten, weil zumeist den Status von Zeitzeugnissen erreichend, erscheinen die Stellungnahmen der politisch-wissenschaftlich ebenso prominent wie konventionell besetzten Diskussionsrunde. Nach dem Leipziger Landeshistoriker Karlheinz Blaschke z.B. war die Revolution in Ostdeutschland, aus der die Wiedervereinigung hervorging, „sächsisch, bürgerlich, lutherisch“ (S. 111). Die Wiedervereinigung selbst wird überwiegend den vier wichtigsten Staatsrepräsentanten der Zeit zugeschrieben; sie gilt sogar als Bestätigung des „Satz[es] ‚Männer machen Geschichte‘“, (S. 39). Andererseits wird zu Recht auf die Bedeutung der unterschiedlichen Wahrnehmung und Bewertung der Zustände und Ereignisse hingewiesen, auf welchen die jeweilige politische Entscheidungsfindung erst aufbaute, und damit das Thema implizit auch einer entsprechend ausgerichteten Kulturgeschichte zugewiesen.

Wolfgang E.J. Weber

Nils Jörn/Michael North (Hgg.): Die Integration des südlichen Ostseeraumes in das Alte Reich (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 35), Köln u.a (Böhlau) 2000, 554 Seiten, zahlreiche Tabellen.

Überraschende Einblicke in den „Hinterhof“ des Alten Reiches. Die Integration des südlichen Ostseeraumes in das Sacrum Imperium Romano-Germanicum.

Als neuer Band in der von Friedrich Battenberg, Bernhard Diestelkamp, Ulrich Eisenhardt, Gunter Gudian (†), Adolf Laufs und Wolfgang Sellert herausgegebenen und renommierten Reihe *Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit* liegt nun ein Werk vor, das erstmals systematisch nach den Strukturen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation in einer Landschaft sucht, die wie der Ostseeraum als königsfern und reichsfern etikettiert wurde. Die Folge war, daß sich die „reichische“ Forschungsperspektive zu lange auf den Süden konzentrierte, wo man denn auch in den „vorderen“ Landesteilen in Rückgriff auf die Reichspublizistik der Frühen Neuzeit das Reich zu erkennen glaubte. Eine Beschäftigung mit den „hinteren“ Reichsgebieten schien sich zu erübrigen; den Ostseeraum überließ man entweder der Hanseforschung oder einer traditionell auf territoriale Welten

bezogenen Landesgeschichte. So überraschte beispielsweise vor wenigen Jahren das auf einer Tagung in Meißen gefällte Verdikt des Göttinger Landeshistorikers Ernst Schubert keineswegs, die Beschäftigung mit den norddeutschen Reichskreisen (Niederrhein-Westfälischer, Niedersächsischer und Obersächsischer Kreis) taue allenfalls für Magisterarbeiten, während man im Süden durchaus auch an Dissertationen denken könne.

Die schwierige Frage nach der Bewertung des Reiches an seinen Rändern bleibt. Nach der jüngst von Georg Schmidt (*Deutschland am Beginn der Neuzeit: Reichs-Staat und Kulturnation?*, 1996, und *Geschichte des Alten Reiches. Staat und Nation in der Frühen Neuzeit 1495-1806*, 1999) entwickelten Fokussierung des Reiches auf den Friedens-, Rechts- und Steuerbereich konnte sich allerdings auch der Norden seit der Mitte des 16. Jahrhunderts dem politischen System des Alten Reiches kaum mehr entziehen. Die Friedens- und Exekutionsordnung nach dem Augsburger Religionsfrieden machte das Reich auch im Ostseeraum attraktiv, und die große Aufgabe der Türkenabwehr wurde auch dort zum Integrationsfaktor.

Michael North, der zusammen mit *Nils Jörn* und *Martin Krieger* (alle Greifswald), mit *Olaf Mörke* (Kiel) und *Wolfgang E. J. Weber* (Augsburg) das von der Volkswagenstiftung geförderte Projekt leitete, dem dieser Sammelband zugrunde liegt, steckt zunächst ein weites Terrain ab. Ein detaillierter regionaler Vergleich ist allerdings nicht sein Metier, doch verweist er in seinem Beitrag (S. 1-11) zurecht auch auf das Fehlen vergleichbarer Studien aus anderen (Kern-)Regionen des Alten Reiches. Die Leitfragen nach dem Kommunikationssystem, wenn es beispielsweise um die Bewertung der Schnelligkeit reichsgerichtlicher Urteilskraft im Untersuchungsraum geht, und die Fragen an die Schnittstellen wirtschaftlicher, politischer und kultureller Art im Reichsnorden mit den imperialen Kernregionen in der Mitte und im Süden Deutschlands einerseits und den anderen Mächten des Ostseeraums (Polen-Litauen, Rußland) andererseits werden im Band nicht stringent weiterentwickelt. Daß den Territorien weiterhin ein wichtiger Platz bei der Interpretation der nördlichen Reichsteile eingeräumt werden muß, zeigen *Bernhard Diestelkamp* (S. 13-38) und *Tobias Freitag/Nils Jörn* (S. 39-142) mit der Untersuchung der Inanspruchnahme der obersten Reichsgerichte im südlichen Ostseeraum 1495-1806. Richtig erkannt, aber auch problematisiert wird, daß bzw. ob man – auch auf quantitativ hinreichend abgesicherter Grundlage – mit der Inanspruchnahme der obersten Reichsgerichte, des Reichskammergerichts (RKG) und des Reichshofrats (RHR), zwangsläufig auf die Integration des Ostseeraums in

das Alte Reich rückschließen kann. Zu unterschiedlich war hier die Gerichtspraxis und zu heterogen fielen die mannigfachen Appellationsprivilegien aus. So unterschieden sich die Appellationssummen und damit die Frage, ab welchem Streitwert man sich an die Reichsgerichte wenden durfte, selbst innerhalb der Reichs- und Hansestädte enorm. In Lübeck z.B. stieg die Summe von 40 fl. lüb. Gold (1504) über 200 fl. lüb. (1544) auf 500 fl. lüb. im Jahr 1588. In Hamburg agierten Reichsjuristen erst ab einer Summe von 600 fl. (1553). In den Flächenstaaten unterschied man zwischen 300 fl. rhein. in Mecklenburg (1569), 500 fl. rhein. in Holstein (1570) und dem privilegium de non appellando illimitatum in Vor- und Hinterpommern (seit 1750). Fehlende Appellationen an die Reichsgerichte sagen also wenig über das Funktionieren des Alten Reiches im Norden aus. Dabei unterschied sich der Norden aber nicht wesentlich von anderen Räumen, zeigt doch der Geschäftsanfall am RKG aus dem südlichen Ostseeraum (S. 80) einen ganz ähnlichen Verlauf wie jener aus reichsnäheren Landschaften. Diese Betrachtungen politischer Strukturen werden anschließend durch biographische Beiträge aufgelockert. Mit Johann von Ulmenstein, Christian von Nettelbla und Dietrich von Brömsen werden instruktive Karrieren aus Norddeutschland am RKG und am RHR ausgebreitet. *Nils Jörn* (S. 143-184, 185-234) stößt hier in ein wenig untersuchtes Feld vor, nämlich dasjenige, mit Einzelstudien zu norddeutschen Vertretern die Personalpolitik der Reichsgerichte insgesamt zu konkretisieren. Mit dem Beitrag *Martin Kriegers* (S. 275-309) kommt dann auch als drittes Reichsorgan der Reichstag ins Spiel, der jüngst mit den Arbeiten Anton Schindlings, Barbara Stollberg-Rilingers und Johannes Burkhardts eine veränderte Evaluation erfahren durfte. *Krieger* geht der Frage nach der Entwicklung von Reichsstandschaften unter den Ostseeanrainern nach, um anschließend die spezifischen Ausdrucksformen der Repräsentation dieser Reichsstände und die norddeutschen Probleme der Rangordnung und Alternation zu klären. Der Beitrag korrigiert die These Georg Schmidts, daß der Reichsnorden nur über die Vermittlung der oberdeutschen Reichsstände integriert wurde. Denn nach der Einrichtung des Immerwährenden Reichstags verdichtete sich das Diplomatenwesen norddeutscher Territorien in Regensburg derart, daß man durchaus von einer eigenständigen Annäherung des „reichsfernen“ Ostseeraums an den Reichstag sprechen kann.

Untersucht man die Ränder des Alten Reiches nach konstitutiven Merkmalen der Verfassungseinheit, kann die Frage nach den Steuern nicht ausbleiben. *Nils Jörn* (S. 311-391) stellt sie mit der nötigen Gewissenhaftigkeit. In diesem Beitrag wird auch die lange vergessene mediate Ebene der Reichs-

kreise angesprochen, die Reichshistoriker als regionale Niederungen gerne aus den Augen verloren und für die Landesgeschichte ein Stück zu weit nach „oben“ entrückt blieb. Die im 17. und 18. Jahrhundert, besonders seit 1648, immer offenkundiger werdende Schwächung der zentralen Reichsgewalten bildete aber den Hintergrund für die subsidiäre Übertragung von wichtigen zentralstaatlichen Aufgaben an die regional verfaßten Reichskreise, die damit zu den wichtigsten Trägern einer funktionierenden Reichsmaschinerie wurden. Als politische Einheiten im Rahmen und gleichsam unter dem Dach des Reiches führten sie offenbar auch im Norden ein starkes Eigenleben und erfüllten viele Bereiche der damaligen staatlichen Aufgaben in diesen regionalen Einheiten. Wenn man, wofür vieles spricht, das Alte Reich als ein föderales, nicht-zentralistisches „Mitteleuropa der Regionen“ auffassen kann, dann bildeten die Reichskreise die föderale Ebene der politischen Regionen, ein Aspekt, der ihre Erforschung insbesondere im Hinblick auf eine, wie zu hoffen steht, von dem Gedanken des Föderalismus und der Subsidiarität geprägte zukünftige europäische Integration von aktueller Bedeutung ist.

Olaf Mörke eröffnet mit der Frage nach den Binnengrenzen im Ostseeraum auch die Frage der Außenwirkung des Reiches über die Eider und die Küstenlinie an Nord- und Ostsee hinaus. Seine Perspektive zeigt erneut, wie wichtig die bisher in den „großen“ Darstellungen so sträflich vernachlässigte Bedeutung der Reichsstandschaft seitens der dänischen und schwedischen Krone für das Gesamtkonstrukt des Alten Reiches doch gewesen war.

In einem abschließenden Beitrag handelt Wolfgang E. J. Weber (S. 473-536) über die Reichspublizistik in und über den Ostseeraum, wobei vor allem der Beitrag der hansischen Universitätsstädte Rostock und Greifswald fokussiert wurde. Auf der Grundlage des Wolfenbütteler Bibliotheksbestands setzte er den Faktor der „nahen“ regionalen Wahrnehmung gegen den der fernen Perspektive des Reichsnorden aus süddeutscher Sicht. Die Präsenz des Nordens sieht er mit überzeugenden Argumenten als eine dreistufige Entwicklung: von der schwachen Wahrnehmung im 16. über eine Intensivierung im 17. bis zu einer arbeitsteiligen Integration des Raums im 18. Jahrhundert. Brüche der reichspublizistischen Rezeption brachten freilich die Jahre der schwedischen und dänischen Herrschaft in deutschen Landen; so nahm etwa die juristische Reichspublizistik in Greifswald unter der schwedischen Stadtkommandantur merklich ab.

Insgesamt handelt es sich um einen nicht nur in seinen Reichsperspektiven äußerst lesenswerten Band, der die Frage, ob sich die Verdichtung des Reiches seit dem Spätmittelalter (Peter Moraw) gänzlich ohne den Norden und seine reichischen „Nordlichter“ vollzog, neu zur Disposition stellt.

Wolfgang Wüst

Johannes Burkhardt und Stephanie Haberer (Hgg.): Das Friedensfest. Augsburg und die Entwicklung einer neuzeitlichen Toleranz-, Friedens- und Festkultur (Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg. Colloquia Augustana 13), Berlin: Akademie Verlag 2000, 458 S., Abbildungen.

Das Augsburger Friedensfest in der historischen Gedächtniskultur

Ein Tagungsband

Aus einer Tagung des Instituts für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg vom 30. September bis zum 2. Oktober 1999 hervorgegangen, präsentiert der vorliegende Sammelband Annäherungen an jenes evangelische „Friedensfest“, das 1650 in Augsburg initiiert wurde: erst zwei Jahre nach Friedensschluß also, im Unterschied zu vielen anderen Städten, und das hier bis heute alljährlich am 8. August als gesetzlicher Feiertag begangen wird: am Tag der Ausweisung der protestantischen Prediger 1629, einem Kriegstag par excellence. Kurz: Was die Protestanten 1650 in Augsburg etablierten, war ein Friedensfest, das den Friedensschluß ignorierte, ein Friedensfest, das an den Krieg erinnerte, an seine Leiden zumal – und das damit alle Voraussetzungen erfüllte, in der bikonfessionellen – und paritätischen – Reichsstadt zu einem höchst vitalen Medium von kulturellen, aber auch von sozialen und politischen Integrations- und Desintegrationsprozessen und -strategien zu avancieren, zu einem Medium von hoher seismographischer Qualität.

Am Anfang stehen (nach einer Einleitung der Herausgeberin und des Herausgebers, auf die noch einzugehen sein wird) vier kurze „Geleitworte“ – „Perspektiven der Festinterpretation“: *Etienne François* weist auf die Span-

nung hin, die daraus resultierte, daß das Friedensfest auf der einen Seite dazu dienen sollte, die „corporate identity“ der Augsburger Konfessionsverwandten zu festigen, auf der anderen Seite aber auch das Ziel hatte, den städtischen Frieden auf der Grundlage der Parität zu sichern; er streift den Begriff „invention of tradition“, fragt nach dem Fest als „lieu de mémoire“, berührt das Problem des Übergangs von einem Fest als Medium des „kommunikativen“ zu einem Fest als Medium des „kulturellen Gedächtnisses“ – läßt also Eric Hobsbawm, Terence Ranger, Pierre Nora und Jan Assmann zu ihrem verdienten Recht kommen – und empfiehlt nicht zuletzt einen Vergleich mit den Passionsspielen von Oberammergau, die im Jahr 2000 bekanntlich ihre vierzigste Inszenierung nach dem Pestgelübde von 1633 erlebten. *Heinz Duchhardt* knüpft begrifflich an seinen Vorgänger an und unterstreicht dabei nachdrücklich, daß die Rolle des Konfessionellen auch nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges weder in der „großen“ noch in der „kleinen Politik“ unterschätzt werden dürfe. *Gunther Wenz* würdigt das System der Augsburger Parität vor dem Hintergrund der Staatstheorie von Thomas Hobbes. Und *Paul Münch* systematisiert schließlich den Zusammenhang von Festkultur und „kollektivem Gedächtnis“, indem er zum einen auf die Dialektik von Vergessen und Erinnern hinweist und zum anderen dafür plädiert, das Begriffsinstrumentarium stärker als bisher für die Untersuchung frühneuzeitlicher Festkultur zu nutzen: vom „floating gap“ über das „kommunikative“, „kulturelle“, „bewohnte“, „unbewohnte“ und „okkupierte“ bis hin zum „offiziellen“ und „offiziösen Gedächtnis“.

Nach den „Geleitworten“ folgen sieben Beiträge, die das Kapitel „Toleranzproblem und Friedensfest“ bilden: *Winfried Schulze* präsentiert eine anthropologisch grundierte Analyse des Reichskonfessionsrechts seit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 – und läßt dabei keinen Zweifel daran, daß die Einsicht in den Primat der politischen (nicht der konfessionellen) Gesamtordnung des Gemeinwesens einem Rechtsdenken zum Durchbruch verhalf, das „Toleranz zu denken möglich machte“. *Bernd Roeck* dagegen setzt einen anderen Akzent, indem er zeigt, wie das System der Parität dazu beitrug, daß jene Diskurskultur verschwand oder doch zumindest weitgehend neutralisiert wurde, jene geistige Offenheit, Vitalität und Neugier, jene Innovationsfreude, die Augsburg „groß“ gemacht hatten. *Wolfgang Wüst* wiederum betont, daß die „Pax Augustana“ als Verfassungsmodell nicht nur konfliktregulierend und friedensstiftend gewirkt habe, sondern als irenisches Denkmodell auch weit über die Reichsstadt hinaus die europäische Diplomatie zu beeinflussen vermochte. *Martin Brecht* nimmt die Augsburger „Friedensgemälde“ in den Blick – Kupferstiche, die zwi-

schen 1651 und 1789 aus Anlaß der Erinnerung an den Westfälischen Frieden von den evangelischen Kirchengemeinden der Stadt in Auftrag gegeben wurden – und versucht zu zeigen, daß diese Stiche, die neben Themen des Alten und Neuen Testaments auch Episoden der Reichs-, Stadt-, Religions- und nicht zuletzt Konfessionsgeschichte vor Augen führen, „friedenspädagogische“ Funktionen erfüllen sollten, indem sie zu einer „irenischen“ Bibellektüre anleiteten. *Hans-Otto Mühleisen* betrachtet zwar dieselben Kupferstiche, kommt aber zu einem anderen Ergebnis: Die Augsburger „Friedensgemälde“ seien in erster Linie politische (und nicht zuletzt auch: polemische) Lehrstücke gewesen, die dazu dienten, an die Unterdrückung der Protestanten im Dreißigjährigen Krieg zu erinnern – und die damit in der innerstädtischen Kommunikation als Instrumente konfessioneller Propaganda fungierten. *Marianne Sammer* untersucht im Anschluß daran die Predigten des Jesuiten Franz Xaver Pfyffer – und legt dabei nach und nach ihre kontroverstheologischen Argumentationsmuster frei, wobei sie vor allem jene drei Predigten interessieren, in denen der Domprediger auf die Vertreibung der Protestanten aus dem Erzbistum Salzburg 1732 eingeht, das auch das „Friedensgemälde“ dieses Jahres in Szene setzt. *Wolfgang E.J. Weber* schließlich beendet das Kapitel, indem er zeigt, wie die Staatsräsondenken, das seit der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert aus Italien ins Reich vordrang, dazu beitrug, die politische Wahrnehmung, Orientierung und Urteilsbildung, ja, das politische Handeln der Herrschaftseliten zu professionalisieren – und das heißt vor allem: „realitätsbezogener“ auszurichten – und auf diese Weise auch die Freiräume (ob mental oder konkret politisch) für den Umgang mit der konfessionellen Toleranz zu vergrößern: ein Prozeß, der für die Friedensstiftung von 1648 und die weitere Entwicklung des politischen Denkens (und der politischen Praxis) kaum zu überschätzen ist.

Das dritte Kapitel ist der „Kultur der Friedensfeste“ gewidmet und umfaßt sechs Beiträge: *Claire Gantet* stellt das Augsburger Friedensfest in den Kontext der Friedensfeiern im Reich: 163 allein zwischen Mai 1648 und Dezember 1650 – und mehr als die Hälfte davon in süddeutschen evangelischen Gebieten; sie rekonstruiert die Wahrnehmung des Friedens, die sich allmählich veränderte, skizziert die zeitliche und regionale Ausbreitung der Feste und betont schließlich, immer wieder auch die Festrитуale streifend: die Choreographien der Feste, daß man in Augsburg zwar nicht „prinzipiell anders“, aber doch intensiver und dauerhafter feierte, was nicht zuletzt auch dazu beitrug, die Stadt zu einem „Laboratorium des Reichsfriedens“ werden zu lassen. *Hermann Ehmer* untersucht das Reformationsjubiläum von 1717

in den schwäbischen Reichsstädten: von der Dauer über die obrigkeitlichen Erlasse, die das Jubelfest anordneten, bis hin zu Predigt, Festrede und Gesang, zum Kirchenschmuck, zur Hausfront-Illumination und zur Prägung von Gedenkmedaillen – vorzugsweise für die Jugend, wobei auffällt, daß alle Jubel-Medien zugleich auch als Medien der Geschichte der Reformation dienten, vor allem: der jeweiligen lokalen Reformation – und damit als Medien städtischer konfessioneller Identität. *Erich Tremmel* umreißt die musikhistorischen Grundlagen der barocken Festkultur, Grundlagen, die bereits im 15. Jahrhundert gelegt wurden, und hebt die Bedeutung der Kantorei bei St. Anna für die Augsburger Friedensfestmusik hervor. *Dietz-Rüdiger Moser* bleibt bei der Musikkultur der protestantischen Friedensfeste, nimmt allerdings neben den Feiern der Jahre 1648 bis 1650 auch die Säkularfeiern von 1748 und 1848 in den Blick – und bestimmt dabei in erster Linie die konfessionspolitischen Funktionen und Signale dieser Kultur. *Dorothea Band* konstatiert, daß das Friedensfest zwar zu den Anlässen privater Stiftungen in den Augsburger Kirchen gehörte, auf den entsprechenden Widmungen aber nur selten Erwähnung fand. Und *Katrin Keller*, die sich den Friedensfesten des 17. und 18. Jahrhunderts in Kursachsen widmet, kann resümieren, daß im Unterschied zu Augsburg, wo das Friedensfest der einzige Kristallisations- und Kulminationspunkt protestantischen Gedenkens war, in Kursachsen mit dem jährlichen Reformationstag und den Reformationsjubiläen zwei weitere und sogar wichtigere Überlieferungsstränge konfessioneller Identität existierten, die gemeinsam mit den Dankfesten anlässlich der Friedensschlüsse zu Medien religiöser und territorialer bzw. dynastischer Integration wurden.

Drei Beiträge bilden das vierte und letzte Kapitel des Bandes: „Tradition und Integration“: *Stefan Laube* bestimmt den Ort der Augsburger Festkultur im mehrkonfessionellen Bayern im 19. Jahrhundert – und geht dabei nicht zuletzt auch auf Probleme der praktischen Umsetzung der Prinzipien von Religions- und Gewissensfreiheit ein: wie zum Beispiel auf die Diskussionen über die Abschaffung oder Verlegung kirchlicher Feiertage. *Frank Möller* fragt, wie sich das Zusammenleben der Konfessionen in Augsburg vom Ende der Reichsstadt bis zum zweiten deutschen Kaiserreich veränderte, wobei er fünf Phasen des Wandels von der Parität zur modernen Glaubens- und Gewissensfreiheit in der Stadt identifizieren kann. Und *Gerhard Hetzer* schließlich skizziert die Entwicklung des städtischen Friedensfeiertages von den einschlägigen Bestimmungen im 19. Jahrhundert über die Kontroversen in der Weimarer Republik, die Abschaffung des Feiertages im Dritten Reich und seine Wiedereinführung in der Nachkriegszeit bis

zum Ende des 20. Jahrhunderts, und präsentiert auf diese Weise auch ein Stück Geschichte sozialer, kultureller und politischer Amnesie. Bereits vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs jedenfalls scheint in Augsburg die Meinung verbreitet gewesen zu sein, das Friedensfest beziehe sich auf den Augsburger Religionsfrieden von 1555 – ein Irrtum, der die interkonfessionelle Akzeptanz der Festtradition allem Anschein nach befördert hat.

Ein Anhang zu den „Friedensgemälden“: *Wolfgang Seitz*’ „Studie zur Geschichte des Augsburger Kupferstichs“ von 1969, die bislang nur maschinenschriftlich vorlag, beschließt den Band, der – fern jeder Jubiläumshagiographie – in aller Deutlichkeit vor Augen führt, welche historiographischen Perspektiven die konfessionelle Fest- und Gedächtniskultur eröffnet. Gewiß: Nicht jede Perspektive, die eröffnet oder doch zumindest angedeutet wurde, konnte jene Aufmerksamkeit finden, die sie verdient hätte. So gerät zum Beispiel hinter der „Festkultur“ zuweilen das „Fest“ ein wenig aus dem Blick – und hinter der „Gedächtniskultur“ die schlichte Tatsache, daß auf diesem Fest – so evangelisch es auch gewesen sein mochte – ja nicht nur erinnert, sondern ganz einfach auch gefeiert wurde. Ein Einwand aber kann diese Beobachtung schon deshalb nicht sein, weil *Johannes Burkhardt* und *Stephanie Haberer* in ihrer Einleitung keinen Zweifel daran lassen, daß es das „historische Jubiläum“ ist, dem der Sammelband seine Entstehung verdankt: die strukturelle Komplexität eines je aktuellen „Mnemosops“, in welchem das prekäre Verhältnis von Geschichte und Gedächtnis immer wieder neu ausgehandelt wird. Ein Tatbestand, der auch darin zum Ausdruck kommt, daß die Herausgeberin und der Herausgeber resümierend die Frage stellen, wie denn ein Fest wie das Augsburger Friedensfest historisch überhaupt adäquat zu begehen ist – oder genauer: „unter welchen Perspektiven es zu Recht auf die Vergangenheit zurückbezogen werden kann und unter welchen nicht“ (S. 19). Sie heben drei Aspekte hervor: 1. Da das Augsburger Friedensfest bis weit ins 19. Jahrhundert hinein ein durch und durch evangelisches Identitätsfest war, kann es nicht sinnvoll sein, heute eine ökumenische Festtradition konstruieren und feiern zu wollen. 2. Trotz seiner symbolischen Militanz ist das Augsburger Friedensfest aber keineswegs ausschließlich als Ausdruck von konfessioneller Friedlosigkeit zu verstehen, sondern auch als eine Form vor- bzw. frühmoderner Friedensregelung zwischen zwei Parteien, die einander zwar unversöhnlich gegenüberstanden, politisch und rechtlich aber als gleichrangig anerkannten – und 3. schließlich: Wer im Augsburger Friedensfest den Frieden feiern will, kann sich zwar nicht einfach auf die Tradition dieses Festes berufen –

„wohl aber auf eine historische Entwicklungsdynamik von Fest und Frieden“ (S. 20).

Dr. Peter Burschel

Uwe Schmidt: Die Geschichte der Stadt Langenau von den Römern bis zur Gegenwart (Hg. von der Stadt Langenau), Stuttgart 2000, 629 S.

Das umfangreiche, sich auf eine breite Quellenbasis stützende Werk des promovierten Historikers Schmidt entfaltet in einem chronologischen und einem systematischen Teil die Geschichte der nordöstlich von Ulm gelegenen Stadt Langenau, die spätestens seit ihrer Stadtgründung im Jahre 1301 „wirtschaftlicher, administrativer und kultureller Mittelpunkt der Region“ (S. 14) war. Diese auch für die heutige Zeit von Langenau wahrgenommene Funktion beleuchtet der Verfasser aus unterschiedlichen Perspektiven, legt seinen Schwerpunkt dabei aber nicht auf einen herrschaftlichen bzw. obrigkeitlichen Blickwinkel, wie dies in vielen Stadtgeschichten der Fall ist, sondern stellt die Sichtweise der Untertanen und Bürger in den Mittelpunkt des Geschehens.

Die erste Hälfte des Werkes ist neben siedlungsgeschichtlichen Aspekten der Chronologie gewidmet, die in vier Zeiträume untergliedert ist: die Zeit bis 1377, als Langenau an die Reichsstadt Ulm überging und wieder zum Markt herabsank; die Epoche der reichsstädtischen Herrschaft selbst, die bis 1802 dauerte; schließlich die Ereignisse des 19. und des 20. Jahrhundert. Inhaltlich werden die jeweils spezifischen Verwaltungsstrukturen, Norm und Normverletzung, Kriege und ihre Konsequenzen sowie Revolutionen abgehandelt, wobei der Autor auf eine Fülle von Quellen zurückgreift, um die Themenbereiche zu illustrieren. Begrüßenswert ist die Dokumentation des 20. Jahrhundert. Nicht nur werden die äußeren Folgen des Ersten Weltkriegs für die Bevölkerung Langenaus beschrieben, sondern auch die seelischen Befindlichkeiten bis hin zur ‚Schmach von Versailles‘ (S.222). Die sich daran anschließenden detaillierten Angaben über die politischen Parteien und verschiedener Wahlergebnisse während der Weimarer Republik münden in die Zeit des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkriegs und der Nachkriegszeit, die kritisch reflektiert und bewertet werden.

Dem systematischen Teil sind die Wirtschaftsgeschichte, die Sozialgeschichte, Kirche und kirchliches Leben vom Frühmittelalter bis in das 20. Jahrhundert sowie das Schulwesen subsumiert. Daran schließen sich die für

stadtgeschichtliche Arbeiten unvermeidlichen Kapitel über Vereine und die Feuerwehr an mit einem kurzen Blick auf das kulturelle Leben in Langenau.

Der Arbeit mangelt es nicht an Quellenbeispielen – vor allem bezüglich von Normverletzungen im Alltag von Bauern und Handwerkern hätte das ein oder andere Fallbeispiel weniger der Darstellung sicher nicht geschadet – , und der Zugriff auf die Geschichte Langenaus durch die chronologische und thematische Aufarbeitung gewährt einen profunden Überblick über die Entwicklung Langenaus vom Römerkastell zur heutigen Stadt. Ganz nützlich wäre ein Glossar am Ende des Buches gewesen, da einige zeitgenössische Ausdrücke der vermutlich zwar interessierten, aber historisch nicht vorgebildeten Leserschaft nicht bekannt sein dürften. So ist der nur im Ulmer Raum zu findende Begriff ‚Rechnütz‘, der ein in Geld zu zahlender Zins war, erst im letzten Drittel des Buches erklärt (S.408), obwohl er schon vorher fortlaufend verwendet wird. Auch dürfte nicht jedem bekannt sein, was Barchent (ein Mischgewebe aus Baumwolle und Leinen) oder Golschen (eine grobe Leinwandsorte) ist bzw. daß diese beiden Stoffarten *nicht* identisch sind, wie es der Autor vermuten läßt (S. 330).

Neben diesen Äußerlichkeiten sind einige inhaltliche Anmerkungen notwendig. Nicht ganz einleuchtend ist die Zuordnung einiger Unterkapitel zu den Sachthemen. So wären jene Abschnitte, die sich mit Normen und Normverletzungen im Bereich von ‚Sittlichkeit und Moral‘ und ‚Verbrechen und Strafen‘ befassen, in der Sozialgeschichte besser aufgehoben gewesen als im chronologischen Teil wie umgekehrt Hungersnöte in den entsprechenden Jahrhunderten hätten untergebracht werden können.

Im wirtschaftsgeschichtlich orientierten Kapitel sind neben Industrie und Handel sowie der Entstehung der Banken und der Bedeutung des heutigen Wirtschaftsstandortes vor allem Landwirtschaft und Handwerk zentral, zurecht, denn daß Langenau eine wirtschaftliche Mittelpunkt- und gleichzeitig subzentrale Funktion zu Ulm einnahm, ist nicht erst seit dieser Arbeit bekannt. Die Ausführungen über die Agrarwirtschaft Langenaus beschränken sich hauptsächlich auf Statistisches aus dem 19. und 20. Jahrhundert wie z.B. Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe, agrarische Nutzfläche, Produkte, Tierbestand. Einige Hinweise auf Alltag, Landwirtschaftsfeste und die verschiedenen in Langenau ansässigen Genossenschaften beschließen dieses Kapitel.

Weniger statistisch als vielmehr strukturell ist die Darstellung des Handwerks in reichsstädtischer Zeit angelegt. Ausgehend von den damals existierenden

tierenden Handwerken beschreibt Schmidt die Auseinandersetzungen mit den Ulmer Zünften, die Verstöße gegen Handwerks- und Taxordnungen und die Niederlassungsbeschränkungen, um daran anschließend auf das Weberhandwerk, eines der bedeutendsten Handwerke in Langenau, und auf die Wirte, Müller usw. einzugehen. Begrüßenswert wäre in Bezug auf die Überregionalität des Textilhandwerks eine Verknüpfung mit sozialgeschichtlichen Fragestellungen gewesen, denn angesichts der Fülle des Quellenmaterials, die der Autor vor dem Leser ausbreitet, stellt sich fast automatisch die Frage, welche Auswirkungen sich für Langenau und für die Reichsstadt Ulm angesichts des überdurchschnittlich vertretenen Weberhandwerks ergaben. Immerhin dürfte nämlich nicht nur die Landwirtschaft „eine zentrale Bedeutung für den Säckel der Reichsstadt“ (S. XXX) besessen haben, sondern auch das Textilgewerbe, das ja nicht nur unmittelbar Einnahmen aus dem Verkauf der Textilien erbrachte. Vielmehr ist davon auszugehen, daß auch die Einnahmen aus den von den Webern zu zahlenden Handwerksgerechtigkeiten sowie ihre zunehmenden Einkommen positiv zu Buche schlugen, denn seit den Forschungen Hans Medicks über den Weberort Laichingen ist bekannt, daß gerade den Webern nicht unerhebliche Aufstiegsmöglichkeiten aufgrund ihres Gewerbes offenstanden und sie keineswegs immer zu den ärmsten Schichten eines Dorfes bzw. eines Marktes gehörten.

Trotz manch kritischer Einwendungen ist die Darstellung der zweitausendjährigen Geschichte Langenaus gelungen, da sie einerseits einem breiten Leserpublikum Aufschluß über die Bedeutung Langenaus in seiner Region gibt und über die oft nur das eigene Lokalkolorit betrachtenden Stadtgeschichten hinausgeht, andererseits aber auch Ausgangsbasis für weitere historiographische Tiefenbohrungen sein kann.

Anke Sczesny

Neuerwerbung für die Bibliothek des Instituts für Europäische
Kulturgeschichte

Wissensverbreitung und Konversationsförderung durch das Bild: Neuzugang eines Lexikons aus dem 19. Jahrhundert in die Instituts-Bibliothek

Als Geschenk neu zugegangen ist dem Institut der Nachdruck des vierbändigen „Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk“. Das im Jahre 1837 entstandene „Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung“, welches mit der Absicht verfaßt wurde, „allen Classen des gesammten deutschen Volkes“ Wissenswertes in nicht „strengwissenschaftlicher“ Art und Weise zu unterbreiten, vermittelt einen Eindruck über das im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts als „nützlich“ und „alltäglich“ deklarierte und entsprechend empfohlene Wissen. Dieses reichte von der Beschreibung von Städten und Landschaften sowie von Tieren und Pflanzen über Kurzbiographien verschiedenster Persönlichkeiten bis hin zu Definitionen diverser Begriffe.

Bei einem ersten Durchblättern auffallend sind Artikel über zeitgenössische ‚Kuriositäten‘ wie beispielsweise die „Maccaroni, die am besten in Italien aus feinem Weizenmehl und Wasser verfertigt“ und in „gewundener und viereckiger Gestalt, in Faden-, Band- und Röhrenform [...] in Fett, Butter, Öl, Fleischbrühe oder Wasser gesotten und mit geriebenen Käse genossen“ werden sollten. Da diese Speise Leibgericht vor allem der Neapolitaner sei, hätten sie auch den Spottnamen Maccaroni-Esser erhalten, denn „Vornehm und Gering speist dort wöchentlich wenigstens einmal Maccaroni.“ Über die weitere Beschreibung hinaus, daß das Maccaroni-Essen besondere Geschicklichkeit erfordere, schließt dieser Artikel mit dem Hinweis auf „Papst Clemens XII, gest. 1740, der kein größeres Vergnügen kannte, als in seinen Erholungsstunden Maccaroni zu verfertigen.“

Erheiternd wirkt ferner z.B. der Artikel über „Frauen, der in der gebildeten Sprache eingeführte Ausdruck für das Weib, das schöne, das schwache Geschlecht.“ Zartheit und Liebreiz seien das „vorzügliche Eigenthum der Frauen“, doch künstlerisch gesehen sei der Mann so schön wie das Weib, ja „sogar schöner“, was die „Bestimmtheit und Vollendung des Ausdrucks“ betreffe. Dagegen fällt auf, daß kein Artikel über das männliche Geschlecht existiert, welcher Tatbestand in zweierlei Hinsicht erklärt werden könnte: Erstens die Frau, das Weib ist das Andere, das Erklärungsbedürftige, woge-

gen der Mann und seine Eigenschaften keiner weiteren Erläuterungen bedürfen. Zweitens könnte kritisch-ironisch argumentiert werden, daß, da das Lexikon „dem Nützlichsten und Wissenswerthesten [...] das weiteste Feld“ einräumte, das männliche Geschlecht offenbar weder der noch der anderen dieser beiden Kategorien subsumiert werden konnte.

Mit anderen Worten, dem heutigen Leser stellt sich das konversationslexikalische Wissen des frühen 19. Jahrhunderts als eine bis zur Obskurität reichende Mischung aus nüchternem Sachwissen, Halbwissen und ‚bürgerlicher‘ Ideologie und Vorurteilsbeladenheit dar. Wir sollten uns indessen vor Überheblichkeit hüten, und bedenken, welche Einschätzungen möglicherweise unsere heutigen Lexika künftig erfahren werden ...

Anke Sczesny

Stephan Bachter M.A.
Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde
Ludwigstr. 25
80539 München

Dr. des. Thomas Bodenmüller
Albert-Schweitzer-Str. 6a
86391 Augsburg

Dr. Achim Landwehr
Lindenstr. 24
86153 Augsburg

Rebekka von Mallinckrodt
Kolonnenstr. 29
10829 Berlin

Dr. des. Anke Sczesny
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Eichleitnerstr. 30
86159 Augsburg

Prof. Dr. Theo Stammen
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Eichleitnerstr. 30
86159 Augsburg

Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Eichleitnerstr. 30
86159 Augsburg

Prof. Dr. Wolfgang Wüst
Universität Erlangen
Lehrstuhl für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte
Kochstr. 4
91054 Erlangen